



TYCHE

Anja Dollinger

Tyche

Roman

Anja Dollinger

2018

„How inappropriate to call this planet *Earth* when it is quite clearly *Ocean*.“
(Arthur C. Clarke)

Manche Kunstwerke in diesem Roman gibt es, andere nicht. Die Handelnden sind, von wenigen Personen der Zeitgeschichte abgesehen, fiktiv. Gleiches gilt für Ereignisse und Institutionen.

Inhalt

Grundierung

- 01 Tyche
- 02 Constanze
- 03 Hofmann
- 04 Laura
- 05 Loren
- 06 Katharina

Vorzeichnung

- 07 Das Erwachen
- 08 Metamorphose
- 09 *Aquarien*
- 10 Das Auditorium
- 11 *Die Marinen Porträts*
- 12 Gabriel

Untermalung

- 13 Die Lobby
- 14 Alexander
- 15 Der Nachlass
- 16 *Die Setzkästen*
- 17 Oberflächen
- 18 *Galatea*
- 19 *Museen*
- 20 Im Wald
- 21 *Die Perle*

Farben

22 Die Trauerfeier

23 *Der Taucher*

24 *TYCHE*

25 Das Lager

26 *Natura Morta*

27 Das Konzert

28 *Specular Venus*

29 Lebenszeichen

Firnis

30 *Finis Terrae*

Quellen

Illustration

Grundierung

01 Tyche

Tyches Tod erschütterte die Welt.

Als Constanze die erste Eilmeldung las, geschah erst einmal nichts. Wie vom Donner gerührt saß sie vor dem Bildschirm, über dessen oberen Rand eine Linie aus roten Buchstaben lief. Dann passierte mehreres gleichzeitig: Noch während sie verständnislos auf den Text starrte, überlegte sie fieberhaft, welches Missverständnis, welche Verwechslung oder welcher Fehler hier vorliegen könnte. Währenddessen, weiter innen, breitete sich bereits unaufhaltsam die Ahnung eines unersetzlichen Verlustes in ihr aus.

Sie nahm das Glas vom Tisch, setzte es automatisch an und trank. „Felix Tyche vermutlich tot.“ Und, mit Spiegelstrich dahinter: „Tragischer Segelunfall“.

Keine drei Stunden war es her, dass sich das Unglück ereignet hatte, und schon waren alle Nachrichtenseiten voll davon. Constanze las die ersten Meldungen. In Windeseile kamen Informationshäppchen dazu, Fotos und immer derselbe kurze, wackelige Film von der mutmaßlichen Unglücksstelle, die Flotte an Rettungsschiffen, Taucher, Boote. Reporter der öffentlich-rechtlichen Anstalten zogen mit puscheligen Mikrofonen am Ufer auf, schilderten, was ohnehin jeder sah und erläuterten, warum man eigentlich noch nichts sagen konnte. Erste Mitarbeiter von Privatsendern kreisten in Ganzkörperschutzmonturen auf Motorbooten um das von der Polizei abgesperrte Gebiet und brachten ebenfalls nicht mehr in Erfahrung. Hubschrauber nahmen die Jagd nach der erhofften Sensation auf, eine Drohne wurde vom THW aus der Luft gefischt, und es blieb bei Bildern von Tauchern, die unverrichteter Dinge an die Oberfläche des Sees zurückkehrten.

Nach und nach wurden Bildergalerien verlinkt, die, je nach Interessenschwerpunkt des Mediums, Stationen aus Tyches Leben oder seinem Werk abriefen und, im Minutentakt, Stellungnahmen und Meldungen auf Twitter. Constanze wunderte sich, wie schnell Prominente aus Kultur, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik mit Kommentaren bei der Hand waren, in denen sie ihrer Betroffenheit Ausdruck verliehen.

Noch hatte man nur seine verwaiste Jolle gefunden, aber die Heftigkeit des jäh aufgezogenen Sturms und die Tiefe des Sees an der Stelle, für die sich eilig hinzugezogene Experten verbürgten, ließen kaum Raum für Zweifel: Das Boot war gekentert und der Künstler entglitten in die Tiefen des Bodensees. Das Erste kündigte einen „Brennpunkt“ an „Felix Tyche – Tod im Bodensee?“.

Irgendwann half kein Surfen mehr, und Constanze fing an zu weinen.

Neben ihr fuchtelte eine korpulente, nackte Frau mit den Armen in der Luft herum. Ihre langen, leicht gewellten Haare flossen auf der linken Seite bis über ihre Brust herab, während sie rechts mit einem Tuch zu verschmelzen schienen, das sie zwischen den Händen hielt und wie ein Segel in ihrem Rücken aufspannte. Die ganze Person bestand aus einer diffus blaugrauen, wattigen Materie, die minimal in Bewegung zu sein schien. Sie war prächtig. Und trotzdem wirkte alles an ihr bemüht, aber nicht sehr erfolgreich. Selbst das schmale, einmal um ihren linken Arm gewundene Tuch, das um ihren Rücken herumflatterte, bedeckte kein bisschen von ihrer Blöße und schien eher hinderlich.

Während sie sich langsam wieder fing und die Nase putzte, beobachtete Constanze das Treiben der Nackten verstohlen. Ihr gefielen das lebendige Gesicht und der trotz der kleinen Brüste und beachtlichen Oberschenkel wohlproportionierte Körper. Mit einem Gesichtsausdruck, der in einer schwer nachvollziehbaren Mischung zwischen Kess und erstaunt

changierte, versuchte sie, auf einer Kugel zu balancieren, die gerade einem Fuß genügend Platz bot. Wild rudern gelangte sie so herum, ehe sie, begleitet von einem eigenartigen Laut, einem dumpfen „Öch“ vergleichbar, vollends das Gleichgewicht verlor und vornüber auf die Nase fiel.

Fortuna ist gleichgültig. Hätte Constanze doch nur geahnt, was für sie drei Jahre und auf den Tag genau zwei Monate später an exakt demselben Ort zur Gewissheit werden sollte, wie anders hätte sich das Bild entwickeln können.

Sie fing wieder an zu weinen.

Ein Signal unterbrach ihr Schluchzen, eine Mail, Betreff „Tyche“:
„Hab´s gerade erfahren. Schlimme Sache. Nicht traurig sein. Ich versuche, früh zu kommen. Kuss, Alexander“

Sie ging ins Bad, wusch ihr Gesicht und rieb ihre Augen, die prompt noch röter wurden.

„Wieso ausgerechnet er?“, dachte sie. „Und wieso ich?“

Für Laura Tyche hatte der Tag völlig normal begonnen. Wie so oft zu der Jahreszeit war Felix viel früher als sie aufgestanden und bei ruhigem Wetter zu einem morgendlichen Segeltörn hinausgefahren. Sie blieb noch eine Weile liegen, ehe sie mit den Kindern frühstückte. Später hatte sie Franziska in den Kindergarten gebracht und mit Markus einen Termin beim Kinderarzt wahrgenommen. Als sie zurückkam, war das Wetter bereits umgeschlagen, und sie wunderte sich ein wenig, Felix nicht im Haus anzutreffen. Vorerst machte sie sich aber keine Sorgen, da sie annahm, dass er noch im Bootshaus werkelt oder eine Besorgung machte. Dann klingelte der erste Reporter.

02 Constanze

Constanze kannte Felix Tyche nicht persönlich. Zumindest hatte sie ihn nie getroffen. Aber sie hatten einmal Briefkontakt. Er, genauer gesagt seine Kunst, begleitete sie seit zwei Jahrzehnten. Es begann in ihrem zweiten Studiensemester, als sie ein Seminar zum „Frauenbild in der zeitgenössischen Kunst“ besuchte und ein Referat über Tyches *Schwangere Venus* hielt. Das Thema hatte sie notgedrungen übernommen, weil es eines der wenigen war, das noch frei war, als sie sich in die Liste eingetragen hatte. Lieber wäre ihr eine Arbeit von Cindy Sherman oder eine Spinne von Louise Bourgeois gewesen. Eigentlich war es ärgerlich und nicht einmal besonders schön anzusehen.

Mit der Beschäftigung veränderte sich jedoch ihre Meinung, und sie erkannte, wie raffiniert dieses Bild war, das in einer Geste größter Selbstsicherheit eines der bekanntesten Werke von Peter Paul Rubens zitierte, „Das Pelzchen“ in Wien. Tyche, der damals noch Tychowski hieß, hatte es als Abschlussarbeit an der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst eingereicht. Lebensgroß zeigte es seine erste Frau, die Malerin Klara Schwerdtner.

Das Bildnis stellte sie als Schwangere dar, vor dunklem Grund, nackt und nur spärlich von einem übergeworfenen Pelzmantel bedeckt. Genau wie bei Rubens, mit einer leichten Drehung des Körpers zum Betrachter hin, lag ihr rechter Arm unter ihren dadurch besonders hervorquellenden, üppigen Brüsten. Ohne jeden Versuch, körperliche Unzulänglichkeiten zu verdecken und in einem expressiven Verismus, den Tyche erst später in attraktivere Unschärfen überführen sollte, präsentierte sich die Künstlerin mit schwellendem Bauch und in entwaffnender Offenheit. Das Gesicht nahezu frontal dem Betrachter zugewendet, schaute sie ihn – und Tyche war dieses entscheidende Detail fast genauso perfekt gelungen wie Rubens

- unverwandt an, die Lippen umspielt vom Hauch eines spöttischen Lächelns, als reagiere sie belustigt auf dessen betretene Reaktion, als Voyeur eines derart intimen Moments ertappt zu sein.

Je länger Constanze sich damals mit dem Bild befasste, desto mehr imponierte es ihr. Als das Bildnis einer ungewöhnlich selbstbewussten, nicht übermäßig schönen Frau, die sich mit einer befremdlichen Unbefangenheit nackt präsentierte. Als Unterpfand einer in diesem Moment offenbar tiefen und vertrauensvollen Verbindung. Als eine Verbeugung vor einem der größten Maler der Geschichte. Und nicht zuletzt als die souveräne Abschlussarbeit eines Künstlers, der damit eindrucksvoll dokumentierte, dass er nahezu auf altmeisterlichem Niveau zu malen verstand.

Weniger bekannt war, dass Tyche und Schwerdtner ihre Abschlussarbeiten als Gegenstücke angelegt hatten, wobei Schwerdtner Tyche als Mars porträtierte, den Liebhaber von Venus und Vater ihrer Tochter Harmonia. Ihr Bild hatte den *Mars* von Velazquez im Prado zum Vorbild, ein ebenfalls lebensgroßes Bildnis, das nicht nur etwa zur gleichen Zeit entstanden war, sondern auch noch fast dieselben Maße wie Rubens „Pelzchen“ aufwies und sicher als eine der sonderbarsten Darstellungen des Kriegsgottes überhaupt gelten kann.

Der sonst so viril und kampfeslustig dargestellte Alphamann gab ein klägliches Bild ab. Spärlich von einem pludrigen, himmelblauen Tuch bedeckt, saß er auf einem Lager, das mit einem füllig aufbauschenden, rosaroten Tuch drapiert war. Nachdenklich und, wie es schien, auch ein wenig verdrossen, stützte er den Kopf auf den linken Arm. In eigenartigem Gegensatz zu seiner von bonbonbunten, luxuriösen Stoffen umrahmten Nacktheit, trug er auf dem Kopf einen mächtigen, mit Ornamenten geschmückten Helm. Darunter blickte er aus verschatteten Augen zweifelnd auf den Betrachter - bei

Schwerdtner nunmehr mit den Zügen Tyches, seinem eckigen Gesicht, dem markanten Grübchen im Kinn, der Nase mit dem breiten Rücken und dem etwas unregelmäßigen Verlauf sowie den kleineren, aber ebenfalls tiefdunklen, schokoladenbraunen Augen, von denen das rechte ein wenig schief zu stehen schien. Auch war er glattrasiert, statt den mächtigen, wie aufgeklebt wirkenden Schnauzer des Originals zu tragen.

Ansonsten hielt sie sich wie Tyche bei seiner Venus kompositorisch eng an das Vorbild, das sie in ihrem kraftvollen Pinselduktus interpretierte. Allerdings erlaubte sie sich eine derb-frivole Abweichung als Anspielung auf die bevorstehende Vaterschaft. Vielleicht war es dieses Detail, vielleicht auch allgemein ein Unwohlsein Tyches mit dem Porträt, dass das Bild in der Öffentlichkeit fast unbekannt blieb und spätestens seit der Scheidung Mitte der neunziger Jahre nie mehr im Original zu sehen war. Gerüchteweise hatte er es vernichtet. Klara Schwerdtner hingegen, deren eigene Karriere als Malerin nicht annähernd so erfolgreich verlaufen sollte wie die ihres Mannes, erlöste für ihr Porträt als schwangere Venus einen Betrag, der ihr, vernünftig angelegt, langfristig ein gutes Auskommen garantieren würde.

Als Tyche sie malte, war Schwerdtner etwa so alt wie Constanze, und die junge Studentin hatte sich unwillkürlich gefragt, ob sie einem Mann jemals so unbefangen gegenüberreten würde. Geschweige denn der ganzen Welt, die inzwischen jede Pore ihrer Orangenhaut hatte begutachten, Körbchengrößen abschätzen und Schwangerschaftsmonate erörtern können. So blieb bei aller Bewunderung, die Constanze für Tyche, Schwerdtner und ihr Bild empfand, auch ein Unbehagen und der Eindruck, dass dieses Porträt für sie, wie für viele andere Frauen vermutlich auch, eine ganz persönliche Provokation war. Wenn sie darüber nachdachte, hatte sich daran noch immer nicht viel geändert. Seit sieben Jahren lebte sie nun mit Alexander

zusammen, er war ihr nah wie sonst niemand, aber dennoch wäre ihr nicht im Traum eingefallen, ihm so entgegenzutreten wie Klara Schwerdtner Felix Tyche.

Im weiteren Verlauf ihres Studiums spezialisierte sie sich auf ältere Kunst und arbeitete inzwischen in München für die Kunsthandlung Kolltermann. Deren Schwerpunkt lag auf Kunst und Kunsthandwerk vom Mittelalter bis zur Klassischen Moderne. Es war zwar nicht Morgan´s oder Sothebys, aber doch ein altes und renommiertes Haus mit einem exzellenten Ruf. Zudem wurde es inzwischen von einer jungen Eigentümerin, Susanne Brand, geführt, die sich nicht gescheut hatte, die dunklen Wurzeln des Hauses im Dritten Reich aufdecken zu lassen. Die Untersuchung hatte wenig Schmeichelhaftes zutage gefördert, denn letztlich begründete sich der geschäftliche Erfolg des Hauses auf der Enteignung von Juden und dem Handel mit Raubkunst unter den Nazis, der sogar noch in der Nachkriegszeit ungestört fortgesetzt werden konnte. Constanze war über diesen in der Branche äußerst umstrittenen Schritt ihrer Chefin stolz und arbeitete seither noch lieber für sie. Als Spezialistin für altniederländische und flämische Kunst betreute sie die Werke alter Meister, die zur Auktion eingeliefert wurden.

Den Weg Tyches verfolgte sie in all den Jahren aufmerksam, auch die Wendungen in seinem Privatleben - mittlerweile war er in dritter Ehe verheiratet und hatte drei Kinder. Und wann immer es ihr möglich war, betrachtete sie seine Werke im Original.

Am nächsten Tag, die Suche war die ganze Nacht über unter Beteiligung sämtlicher Kräfte der drei Anrainerstaaten ergebnislos fortgesetzt worden, war das Foto des Künstlers auf jedem Titel. Noch aber hütete man sich, das Unausweichliche in aller Endgültigkeit auszusprechen und operierte weiter mit vielen „mutmaßlich“ und „nach bisherigem Erkenntnisstand“ sowie Mengen an suggestiven Fragezeichen. Es war ein mühsamer und oft genug verunglückter Eiertanz zwischen ausufernder Berichterstattung und ersten Nachrufen, ohne allzu pietätlos zu erscheinen. Constanze las alles, was sie finden konnte, bis sie einsah, dass es schlicht nichts Neues gab. Dennoch aktualisierte sie alle paar Minuten die Seiten der online-Nachrichten, die beständig die Erwartung auf weitere Erkenntnisse schürten.

Laura Tyche war vollständig gelähmt und versuchte nicht einmal, ihre ohnehin nutzlose Hilfe bei der Suche aufzudrängen. Die Befragung durch die Polizei, die eigens eine Psychologin hinzuzog, um es ihr so „leicht“ wie möglich zu machen, führte zu nichts. Wieso Felix nicht auf die Blinkscheinwerfer reagiert hatte, die vor dem rasch aufziehenden Sturm warnten, wollten die Beamten wissen, aber sie konnte es sich nicht erklären. Sie hatte ihn zwar nur ausnahmsweise auf dem Boot begleitet, da ihr auf dem Wasser schnell schlecht wurde, wusste aber, dass er sehr besonnen war und keine unkalkulierbaren Risiken einging. Betont behutsam fragte der ältere der beiden Polizisten nach der Stimmung, in der er sich in letzter Zeit befunden habe oder ob sie von irgendwelchen Problemen wüsste – gesundheitlich oder finanziell zum Beispiel. Laura konnte das alles nur kopfschüttelnd verneinen. Felix Tyche, ihr Mann, war rundum glücklich. Er sprudelte vor Ideen, seine Kunst wurde ihm unter dem Pinsel weggerissen, er liebte seine Familie und das Leben, das er sich und den Seinen eingerichtet hatte. Sie führte das Trio in den Garten und zeigte ihnen das Reich der Seeprinzessin, das ihr Mann zusammen mit Franziska vor wenigen Wochen angelegt hatte. Es war ein kleiner Teich, in dem Seerosen blühten und zahlreiche Pflanzen am Saum bereits Libellen und anderes Getier anzogen. Auf einem Stein im Wasser lagerte eine Figur, deren kornblumenblaues Haar weithin leuchtete.

„Das ist Prinzessin Sursulapitschi. *Jim Knopf*, Augsburger Puppenkiste, kennen Sie vielleicht. Unsere Tochter liebt das, sie kann die Folgen fast mitsprechen. Sie haben sie zusammen getöpft und bemalt. Gerade“, sie öffnete eine Kiste am Teichrand, in der ein großer, türkis-transluzider Glasbrocken lag, „wollten die beiden überlegen, wie sie den „Kristall der Ewigkeit“ plazieren, damit er auch im Wasser schön zu sehen ist.“

Dann drehte sie sich um, ging ins Haus zurück und schloss sich in ihrem Zimmer ein.

In den nun folgenden Tagen der Suche und quälenden Ungewissheit verharrte sie in einer Schockstarre. Dass ein Tag, der in der harmonischen Gleichförmigkeit begonnen hatte, in der sie ihren Alltag seit fünf Jahren miteinander verbrachten, in eine finale Katastrophe münden würde, war ein Szenario, das ihr Fassungsvermögen überschritt. Wie ein Tier im Winterschlaf igelte sie sich in dem nebligen Tunnel ein, in dem sie, auch dank der Beruhigungsmittel, die ihr wohlmeinende Helfer einflößten, festsaß.

Nach drei Tagen kamen sie wieder. Es waren dieselben Beamten wie beim letzten Mal und auch die Psychologin. So schonend wie möglich teilten sie ihr mit, was sie bereits gesehen hatte. Die Suche war eingestellt worden. Laura stand am Fenster und schaute über den See, während der junge Beamte in eigenartig gestelztem Deutsch ausführlich die Gründe für die Entscheidung darlegte, von Analysen der Wind- und Wasserströmung sowie der Wassertemperatur sprach, die keinen Raum für Hoffnung gelassen hätten. Leider sei auch die Suche nach der Besatzung eines zweiten Boots, das ein Vogelbeobachter auf der Schweizer Seite glaubte gesehen zu haben, ergebnislos verlaufen. Schließlich stand die Psychologin auf, stellte sich so dicht neben sie, dass sie ihren Oberarm an ihrem spürte und sagte:
„Es tut uns sehr leid, aber wir müssen davon ausgehen, dass ihr Mann tot ist.“

Als Tyches Tod endlich offiziell war, übertrumpften sich die Printmedien mit großen Gesten, und Constanze kaufte sie alle. Ein ihm besonders nahestehendes Blatt widmete ihm – ein Novum in seiner traditionsreichen Geschichte – die komplette Titelseite. Kein Text, vom altehrwürdigen Namenszug im Kopf abgesehen, nur sein Porträt, zusammengesetzt aus dem Mosaik seiner Gemälde. Das Magazin einer Wochenzeitung wurde komplett mit seinen Werken gestaltet, zu denen jeweils eine Persönlichkeit des intellektuellen Adels ihre besondere Beziehung erläuterte. In der Mehrzahl dieser Beiträge erfuhr man viel über die Verfasser und ihre fast ausnahmslos herausragende Bedeutung für den Künstler. Ein führender Medienprominenter berichtete mit mokantem Unterton und der selbstverliebten Arroganz des im Westen aufgewachsenen Akademikersohns, wie arglos der eben erst aus dem Osten übergesiedelte Tyche zu Beginn ihrer Freundschaft seinen Rat gesucht und ihm beim ersten Besuch einen lachhaften Billigwein mitgebracht habe. Sogar auf dessen damalige schlechtsitzende Kleidung von einem Discounter kam er zu sprechen. Tyche, so beschloss er seine Erinnerung, sei ihm immer ein „treuer Freund“ gewesen.

Mit einem Anflug bissigen Humors stellte Constanze fest, dass fast alle Äußerungen zu Tyches Ableben, zumindest die von Geschlechtsgenossen, durchweht wurden von deren eigener Beklommenheit im Angesicht des Todes, denn dies war bereits das zweite Mal in kurzer Zeit, dass eine herausragende Persönlichkeit des öffentlichen Lebens vollkommen unerwartet - „unverhofft“ hatten manche geschrieben und damit vielleicht mehr über ihre Befindlichkeit verraten, als ihnen lieb war - in der Mitte des Lebens verstorben war. All jenen, die im vollen Saft standen, schrieb nun auch Tyches Schicksal die bange Ahnung der eigenen Endlichkeit wie ein Menetekel an die Wand.

Die Gesellschaftsseiten widmeten sich dem, was von Tyches Leben jenseits der Kunst bekannt war, seinen Frauen, den

Kindern und seinem illustren Umfeld. Da sich Tyche Homestorys fast konsequent verweigert hatte und auch seine beiden ehemaligen Ehefrauen eine vorbildliche Diskretion über ihre Zeit mit dem Künstler wahrten oder, wenn überhaupt, nur mit größtem Respekt von ihm sprachen, war das nicht allzu ergiebig. Die vom See aus aufgenommene, weitgehend von Bäumen verdeckte und vollkommen nichtssagende Ansicht seines Anwesens fehlte dennoch in fast keinem der Beiträge. Noch so bohrende Versuche, unter ehemaligen Weggefährten jemanden zu finden, der mit etwas Berichtenswertem aus der Kategorie Jugendsünden, Sex, Drogen oder Partys aufwarten konnte, verliefen ergebnislos. Noch nicht einmal aus irgendwelchen harmloseren Gründen mochte sich irgendjemand kritisch über ihn äußern. „Vollkommen skandalfrei“, so schrieben sie mit vorwurfsvollem Unterton habe Tyche gelebt. Constanze staunte über die Schamlosigkeit, mit der ein Leben durchleuchtet und bewertet wurde. Interessiert las sie weiter. Eindrucksvolle Grafiken im Wirtschaftsteil dokumentierten die enorme Wertentwicklung seiner Werke im Lauf der vergangenen fünfundzwanzig Jahre, flankiert von betont seriösen Prognosen der nun zu erwartenden Preissteigerung. Artikel der Sparte „Wissenschaft“ widmeten sich den Besonderheiten des meteorologischen Binnenklimas am Bodensee, dessen beträchtliche Ausmaße, Temperaturen, Druckverhältnisse und staunenswerte Tiefe bei dieser Gelegenheit in das allgemeine Bewusstsein rückten. Ein Revolverblatt dachte diese Umstände bis zum bitteren Ende und brachte unter der Überschrift: „Malerstar Tyche – Sein feuchtes Grab – Wird sein Leichnam denn nie gefunden?“ einen makabren Bericht über die legendenumrankten Wachsleichen, die auf Grund der spezifischen Verhältnissen am Grund des Bodensees vermutet wurden.

In den Feuilletons brachten ganze Redaktionen ihre persönliche Betroffenheit zum Ausdruck, und die Häupter der Kunstressorts räumten seinem Schaffen bereits mit dem gebührenden Pathos einen hervorragenden Platz im kunsthistorischen Kanon frei. Ihm, Felix Tyche, dem „Malerfürsten der Jahrtausendwende“, dem „Cousteau der Leinwand“, dem „Humboldt des Pinsels“. Feinsinnigen Kommentatoren entging dabei nicht die Poesie seines Endes, das man geradezu als phantastische Apotheose dieses viel zu kurzen Lebens hätte werten können, wäre eine solche Betrachtung nicht allzu zynisch gewesen. Ein für seine Dichtkunst vielgepriesener Lyriker verfasste eine in seinem Hausblatt exklusiv vorabgedruckte Ballade, in der er Tyches Leben metaphernsatt mit einem mäandernden Strom gleichsetzte. Von der Quelle bis zur Mündung folgte er über zahlreiche Strophen dessen Verlauf in einer stupenden Mischung aus traditionellen Versmaßen, moderner Begrifflichkeit und ausufernden Anspielungen auf wässrige Werke der Hochliteratur vom „Gilgamesch Epos“ über die „Göttliche Komödie“ bis zu „Moby Dick“ und der „Ballade vom alten Seemann“.

Das Wasser war Tyches Element gewesen. Und nun hatte es ihn zu sich genommen.

Alexander war schon wieder auf Reisen. Er hatte sich in den letzten Tagen rührend um sie gekümmert, hatte gekocht, versucht, sie mit Anekdoten von seinen illustren Kunden, deren Kunstwerke er im Auftrag der Confidentia versicherte, zum Lachen zu bringen und sie gegen seine eigene Gewohnheit überredet, ins Kino zu gehen, in einen erstaunlich blutleeren Film um die spektakuläre Rückgabe von Klimts Bildnis der Adele Bloch-Bauer an die rechtmäßigen Erben. Auch wenn er es nicht ansprach und vermutlich nicht ganz verstand, war ihm offenbar nicht entgangen, wie sehr ihr die Sache mit Tyche zusetzte. Nun las Constanze weiter, was sie über den Künstler finden konnte und las, manches doppelt, dreifach und mehr.

Tyche hatte noch in der DDR eine umfassende Ausbildung in künstlerischen Materialien und Techniken erhalten, ehe ihm die Wende einen gefahrlosen Aufbruch in die Möglichkeiten des westlichen Kunstmarkts eröffnete. Hier wartete ein wohlhabendes Publikum nur darauf, in einer guten Balance mit Bewährtem, von unverbrauchten Talenten unterhalten zu werden. Er ließ sich in Köln nieder, wo er in Theo Hofmann einen kongenialen Berater fand, der mit seiner untrüglichen Witterung die technische Begabung, das kreative Potential und den unbedingten Willen zum Erfolg bei dem jungen Mann erkannte und ihn zu ihrer beider Nutzen – und zahlloser Käufer, die früh genug einen „Tyche“ erworben hatten – systematisch als Marke aufbaute.

Schon seit Jahren hatte er einen zweiten Wohnsitz am Bodensee, wo er zunehmend häufiger arbeitete und Ruhe suchte, bis er sich fast nur noch dort aufhielt und den Unannehmlichkeiten der rheinischen Metropole und den Zumutungen ihres Kulturbetriebs aus dem Weg ging, wann immer es ihm möglich war. Bereits Ende der neunziger Jahre hatte er ein schlossähnliches Anwesen am entlegenen Untersee erworben, dessen großzügig bemessenes Grundstück unliebsame Besucher

auf sicherem Abstand hielt, und es ihm auch erlaubte, von *Fürst & Van Bramen Architekten*, vielfach ausgezeichneten, international aufgestellten Stars der Szene, ein Atelierhaus errichten zu lassen, ein bis ins Detail ausgetüfteltes und seinen speziellen Arbeitsgewohnheiten angepasstes Gebäude, das neben idealen Lichtverhältnissen alle Annehmlichkeiten für die Ausführung und den Abtransport auch größter Formate bot. Obwohl seine Anwesenheit keinerlei erkennbaren Glanz verstrahlte, fühlte man sich in der Region doch bereichert und geehrt. Bei einer Retrospektive seines Schaffens in der Staatsgalerie Stuttgart wurde der Sachse als der berühmteste lebende Maler Baden-Württembergs gefeiert. Aber anders als Kollegen wie Kasebeck, der anscheinend auch noch nach Jahrzehnten so sehr über seine mit manipulierten Skandalen geschickt angeheizte Karriere staunte, dass er weiterhin Interviews gab, in denen er sich als bauernschlauer Publikumsschreck gerierte, setzte sich Tyche der Presse nur ungern und in homöopathischen Dosen aus.

Wieder sah sich Constanze die Aufzeichnung eines seiner seltenen Interviews an, die er mehrheitlich am Beginn seiner Karriere gegeben hatte. Seinen lakonischen Antworten war eine fast altmodische Ernsthaftigkeit anzumerken, mit der er sich der Kunst widmete, gleichzeitig schien er sich über den mit seinem Sachverstand prunkenden Fragesteller aber auch lustig zu machen. Sein ungekünstelter Charme nahm der Ironie jedoch die Spitze, und so gewann er sein Gegenüber trotz seiner teils frechen Antworten vollständig für sich.

„Mit Ihren *Marinen Porträts* verleihen Sie Meeresbewohnern, die den meisten von uns bis dato bestenfalls frittiert begegnet sind, eine Persönlichkeit, als handele es sich um Bildnisse von Königen und Philosophen. Für mich sind das Entitäten von Gravitas, die das Animalische transzendieren.“

Erwartungsvoll schaute er Tyche an. Der schaute freundlich zurück und schwieg. Irritiert, weil keine Antwort auf die nicht gestellte Frage kam, setzte der Interviewer nach:

„Können Sie dem zustimmen?“

„Ja“, sagte Tyche mit einem entwaffnenden Lächeln.

Um ihren Kummer in sinnvollere Bahnen zu lenken, beschloss Constanze, nun endlich den nur noch antiquarisch erhältlichen Katalog der *Marinen Porträts* zu bestellen, um den sie schon lange herumstrich. Zu spät. Ausverkauft.

Laura funktionierte immer noch nicht wieder. Seit Felix' Tod war eine gute Woche vergangen, und sie verharrte weiterhin in völliger Passivität. Die Kinder wurden von ihren Eltern versorgt. In den ersten Tagen waren sie bei ihr gewesen, nun hatten sie die beiden mit zu sich nach Konstanz genommen. Nicht einmal ein Gedanke an all die Entscheidungen, die nun getroffen werden mussten, glomm in ihrem Hirn auf, stattdessen versuchte sie einfach nur, Zeit hinter sich zu kriegen. Womöglich hätte es ihr geholfen, wenn sie die Beerdigung hätte organisieren müssen, aber solange die Leiche nicht gefunden war, gab es dazu keinen Anlass.

Den Haushalt führte derweil Monika Heger für sie. Schon seit vielen Jahren war sie Felix' Büromanagerin, eine Endfünfzigerin mit der einschüchternden Ausstrahlung einer enorm strukturierten und vollkommen unkorruptibaren Vorstandsassistentin eines Weltkonzerns. Heger verwaltete seine Termine, erledigte die Korrespondenz und filterte die zahllosen eingehenden Ersuche – vom Telefonat, über Briefe, Emails bis zu leibhaftigen Besuchern – mit höchster Effizienz. Noch nicht einmal Laura selbst erreichte Felix telefonisch, wenn Monika Heger, die in fast blindem Einvernehmen mit ihm agierte, befand, dass es gerade nicht passte. Frühzeitig hatte sie ihren akkuraten Kurzhaarschnitt in einem leicht gesträhten Silbergrau färben lassen, was die dezente, perfekt gepflegte Zeitlosigkeit ihrer Erscheinung zusätzlich unterstrich. Laura erkannte schon an Felix' Kleidung die Tage, an denen sie da war, denn dann fühlte auch er sich genötigt, ein Jackett über seiner - inzwischen von einem Designer entworfenen - Standardkleidung zu tragen, anthrazitgraue, schwarze oder dunkelblaue Jeans und ein gleichfarbiges T-Shirt, bei Kälte ausnahmsweise auch einen farblich entsprechenden Rollkragenpullover, die er jeweils gleich in Stapeln bei seinem Lieblingsausstatter orderte. Mit der Zeit

hatte Heger in ihrer unaufdringlichen Art auch Aufgaben im Haushalt übernommen, vor allem als Laura während der Schwangerschaften länger liegen musste. Sobald ihre Hilfe nicht mehr erforderlich war, hatte sie sich wieder diskret zurückgezogen. Auch jetzt erledigte sich alles wie von Zauberhand. Offenbar hatte sie sich auch um die Studenten, die Felix im Atelier assistierten, gekümmert, denn Laura hatte seit dem Tag, an dem ihr Leben aufhörte, ihr Leben zu sein, nichts mehr von ihnen gehört oder gesehen.

03 Hofmann

Auf Youtube stieß Constanze auf ein aktuelles Interview, das ein Privatsender Theo Hofmann abgerungen hatte. Tyches Agent wirkte sichtlich angeschlagen. Die tiefliegenden Augen schienen noch kleiner und gerötet, und der sonst vor Geltungsdrang dampfende Macher schien jede Spannung verloren zu haben. Den mit pietätvoll gesenkter Stimme vorgetragenen Fragen seiner Interviewerin folgte er mit einer gewissen Mühe und rang sichtlich um die knappen Antworten, die er teilweise erst nach quälenden Pausen gab.

„Natürlich ist jetzt nicht der Zeitpunkt darüber zu spekulieren, aber wie glauben Sie, wird sich der Wert von Felix Tyches Arbeiten entwickeln? Immerhin war er bereits vor seinem Tod einer der teuersten lebenden Künstler.“

Hofmann schaute die Fragestellerin einen Moment an, als könne er es kaum glauben, was sie da fragte.

„Sie werden vermutlich nicht billiger.“ Seine Stimme klang brüchig.

„Felix Tyche war ihre Entdeckung, sie haben seinen Werdegang im Westen von Anfang an begleitet und seine Karriere an die Spitze des Kunstmarkts geebnet. Wie schwer trifft sie der Verlust?“

Wieder traf sein Gegenüber ein erstaunter, waidwunder Blick.

„Ich war sein Freund.“

Hofmanns Augen wurden trüb, und er wischte mit dem Handrücken darüber wie ein Fünfjähriger, der sich wehgetan hatte und keine Sache daraus machen will.

Constanze schossen schon wieder Tränen in die Augen. Ausgerechnet diesen vierschrötigen und berechnenden Mann derart verletzlich zu erleben, berührte sie. Theo Hofmann trauerte aus ganzem Herzen und gab sich nicht die geringste Mühe, seinen Zustand zu verbergen.

„Können Sie unseren Zuschauern noch einmal von Ihrer ersten Begegnung erzählen? Das war ja ein äußerst ungewöhnliches Erlebnis.“

Die Gnadenlosigkeit der jungen Reporterin war bemerkenswert. Der Kameramann zoomte derweil auf Hofmanns Gesicht, in dem das Beben eines Nasenflügels wahrzunehmen war.

„Nein.“

Er machte eine verzögerte Wischbewegung mit der Rechten und wendete sich zum Gehen.

„Herr Hofmann! Einen Moment! Können Sie bitte ...“

Die Kamera folgte ihm, ein müder, gebeugter Mann, der ging.

„Ja. Das war unser kurzes Gespräch mit Theo Hofmann, dem Agenten des soeben unter tragischen Umständen verstorbenen Malerstars Felix Tyche. Ich glaube, Mariella“, sagte die Reporterin jetzt direkt in die Kamera, „da hat man auch ein ganz großes Stück Betroffenheit gemerkt. Und damit zurück zu euch nach München.“

Constanze wusste mehr über Hofmann, als man über einen Kunstagenten wissen musste. In diesem sonst so diskreten Gewerbe war er einer der schillerndsten Protagonisten und vermutlich einer der wenigen, der auch Menschen außerhalb der Szene ein Begriff war. Immer zu einer saftigen Auskunft bereit, war er in den Medien ein gern konsultierter Interviewpartner und Talkshowgast, sobald es um Fragen zum aktuellen Kunstbetrieb ging, von Auktionsrekorden über Kunstsammler bis zu Fälschungen. Er verstand es, sehr anschaulich und mit pikanten Details zu erzählen, ohne dabei seine Klienten – ob Künstler oder Sammler –, deren Namen er nur dosiert und meist mit deren Einverständnis preisgab, zu vergrätzen. Im Gegenteil schienen sich die meisten geschmeichelt zu fühlen, Teil seiner Anekdotensammlung zu sein. Und über allem stand seine gewinnende Leidenschaft, für die Kunst zu trommeln und auch

bei denen, die ihr fernstanden, eine Sehnsucht nach jenem Mehrwert zu wecken, den sie jenseits des blanken Investments zu spenden vermag. Die Entdeckung Tyches war sein größter Coup gewesen, das Gelingen von dessen Karriere sein Meisterstück.

Über ihre spektakuläre erste Begegnung war viel geschrieben worden. Im Gegensatz zu dem Künstler, dem das Thema eher peinlich zu sein schien, hatte sich Hofmann mündlich und schriftlich mehrfach dazu ausgelassen, am ausführlichsten in seinen Memoiren, die er um seinen sechzigsten Geburtstag herum verfasst hatte: „Theo Hofmann - Impresario“. Das Cover zeigte ihn in lässiger Haltung vor einem Aquarium, den Blick knapp an der Kamera vorbei visionär in eine unbestimmte Ferne gerichtet. Erst auf den zweiten Blick erkannte ein ungeübter Betrachter, dass er nicht vor einem realen Becken stand, sondern vor einem von Tyches Aquarienbildern, die Hofmann als erster ausgestellt hatte. Constanze hatte die schmeichelhafte Selbstdarstellung in einer Mischung aus Interesse, Sensationsgier und Fremdschämen gelesen, denn sie enthielt neben sachlichen Informationen genau den Klatsch und die Interna, die nicht nur sie über die Kunst hinaus an Tyche und am Kunstmarkt allgemein interessierten.

Die phantastisch anmutende Erzählung von ihrer ersten Begegnung nahm ein ganzes Kapitel ein. Es geschah nach einer Abendgesellschaft, bei der Hofmann einem exklusiven und sorgsam gepflegten Kreis von Geladenen Kunst als lohnende Investition schmackhaft machte. Genüsslich schilderte er, wie er in jener Nacht, es war ein eisigkalter Februarabend, als letzter die Villa verlassen hatte. Auf alten Schnee war neuer gefallen, und in der nur von schummrigen Laternenlicht erhellten Auffahrt tauchte wie aus dem Nichts ein ihm unbekannter junger Mann auf, der in einigem Abstand anhielt und ihm den Weg versperrte.

Wie eine Skulptur stand er vor ihm, mit entschlossenem Blick, den Mund leicht geöffnet, aber stumm, die Arme seitlich ausgestreckt, die rechte Hand leicht angehoben, nach vorne geöffnet, in der Linken, gen Boden ausgestreckt wie ein Schwert, eine gewaltige Spritze mit tiefrotem Inhalt. Wortreich beschwor Hofmann den Blitz, der ihn in diesem Moment der Todesangst durchfahren und ihn mit einer Intensität und Ereignisdichte durchflutet habe, wie er sie in seinem Leben davor und seither kein zweites Mal erfahren habe. Seine plötzlich hypersensible Wahrnehmung - der Schnee, die Kälte, der kondensierte Atem. Der blitzsaubere Geruch eisiger Frische nach der geruchsgeschwängerten Wärme des Abends. Das seidenweiche Futter seiner Handschuhe am Handrücken. Die wenigen Lichtquellen in der Dunkelheit, ein gusseiserner Mülleimer im Augenwinkel. Die staubige Trockenheit seines eben noch weinbenetzten Gaumens. Die beklemmende Verlassenheit des Ortes. Das verwehende Brummen eines Autos. Seine fieberhaften Überlegungen im Angesicht der Spritze: Blut, Scherz, Farbbatacke? Aids!? Schlaglichter aus seinem Leben.

Und dann, ein unerwartet scheues Lächeln des jungen Mannes, der sein Haupt senkte, mit der Fußspitze einen Schlenker in den frischen Schnee zeichnete und, dessen Verlauf folgend, in den tieferen Schnee des angrenzenden Rasenstücks stapfte. Dort stand er erneut still, die Spritze nun gut sichtbar erhoben. Hofmann behauptete, dass er genau in dem Moment gedacht habe: „Ein Linkshänder. Wie Leonardo.“

Durch ein Band aus Tiefschnee geschieden, kam es ihm fast so vor, als habe der junge Mann ihn nun vergessen und hielte Ausschau in eine unbestimmte Ferne. Doch plötzlich, wie unter einer Erinnerung, einem Impuls, wandte er den Oberkörper, die rechte Hand an der Hüfte, in schöner Drehung aus seiner Grundpositur und blickte über seine Schulter zu ihm. Erneut lächelte er und, die Hand aus der Hüfte lösend, deutete er auf die

Spritze hin, als ob er ihn auffordere, all seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Und er, Hofmann, der passionierte Libero, der nun leicht der unheimlichen Situation hätte entfliehen können, habe dagestanden wie versteinert im Bann des Jünglings und seiner Spritze.

Nichts belegte die Begegnung und was dann geschah, kein Zeuge, kein Foto, noch nicht einmal Tyche. Der junge Mann, so berichtete Hofmann weiter, verrichtete alsdann sein Werk mit der traumwandlerischen Sicherheit seiner wie choreografiert schwebenden Hand, wies noch einmal auf die nun leere Spritze und mit einer ausholenden Armbewegung über sein Werk, ehe er zwischen den Büschen verschwand. Er selbst – vermutlich war kaum eine Minute vergangen, in seiner Wahrnehmung jedoch kam es der Ewigkeit gleich – rannte danach zu der Zeichnung und, kaum, dass er des dort Hinterlassenen ansichtig wurde, verwischte dieses auch schon wie im Rausch seines wiedergewonnenen Lebens.

So blieb das Schaf im Schnee, gespritzt mit leicht angedicktem und erhitztem Rotwein, ihrer beider Unterpfund.

Als Constanze diese Version las, erinnerte sie sich an eine frühere, von Hofmann allerdings nie bestätigte Version der Geschichte, derzufolge er sich wie von Sinnen in der Zeichnung gewälzt habe. Tatsächlich war Jahre später bei einer Schweizer Auktion ein zerknitterter und befleckter Kaschmirmantel aufgetaucht, anonym eingeliefert, bei dem es sich angeblich um das Kleidungsstück handeln sollte, das Hofmann an jenem Abend getragen habe. Bemühungen, Rückschlüsse auf Tyches Zeichnung zu gewinnen, als sei sie bei dem Vorgang gleichsam druckgrafisch abgenommen worden, scheiterten. Untersuchungen ergaben lediglich, dass es sich bei dem Mantel um ein damals aktuelles Modell in passender Größe gehandelt habe, wie es Hofmann – der sich zu der Einlieferung ebenso wie Tyche nicht äußern wollte – nachweislich getragen hatte und die

Flecken auf Rotwein zurückzuführen seien, mit geringfügigen Anhaftungen von Stärke, Erdreich und Gras.

Dies alles trug zur geradezu mythischen Überhöhung der Geschichte nach dem kometenhaften Aufstieg Tyches bei. Tyche aber verwendete das Motiv des Schafs nie wieder.

Drei Tage nach dem Vorfall, Hofmann schrieb in den Memoiren, sich inzwischen fast nicht mehr sicher gewesen zu sein, ob er ihn tatsächlich erlebt oder vielleicht doch nur geträumt hatte, wurde in seinem Büro ein Paket abgegeben, das an Stelle eines Absenders einen großen, dunkelroten Klecks aufwies. Hin- und hergerissen zwischen prickelnder Erregung und dem Bedürfnis, die Sendung vorab kontrollieren zu lassen, habe er sich von einem Bauchgefühl und unwiderstehlicher Neugier leiten lassen und sie ungeprüft geöffnet. Ein Portfolio, sei es gewesen, mit zahlreichen Werkproben, bei dessen Betrachtung ihm die Augen übergegangen seien. Abbildungen von Acryl- und Ölgemälden habe es enthalten, aber auch ein paar originale Zeichnungen und Aquarelle, die ein Spektrum an Techniken und Stilmitteln repräsentierten, wie er es in dieser Breite und Virtuosität von kaum einem Künstler kannte. Das Mysterienspiel bei ihrer dramatischen ersten Begegnung war darauf nur das i-Tüpfelchen. Erst in einer besonneneren Nachbetrachtung, so schrieb er, habe er erkannt, was inzwischen vielfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen war, dass Tyche damit geistreich-ironisch mit einem der größten Klassiker unter den Künstlerlegenden gespielt hatte - der Entdeckung von Giotto durch seinen späteren Lehrmeister Cimabue, der auf den Hirtenjungen aufmerksam wurde, als er ein Schaf in einen Stein ritzte.*

Noch am selben Tag nahm er Kontakt zu ihm auf, und in kürzester Zeit wurde ein Vertrag geschlossen, den er schlankweg

* Zuletzt dazu: „Tyches Schaf. In: Künstlerlegende und Selbstkonstruktion in der Kunst des späten 20. Jahrhunderts“. Gabriela Fritsch; Carsten Spreiter (Hg.). Berlin 2015, 87ff.

als den folgenreichsten der jüngeren Kunstgeschichte bezeichnete. Im Gegenzug für das exklusive Vertretungsrecht von Tyches Werke bot er ein Rundumpaket, das den mit den Gepflogenheiten des Westens noch nicht allzu vertrauten Künstler aller Sorgen enthob. Tyche, so Hofmann, wurde durch ihn vor der Gefahr, auf dem glatten Parkett des Kunstmarkts auszurutschen, bewahrt. Er musste keine Zeit mehr in die mühsame Akquise von Käufern seiner Bilder investieren, kein demütigendes Klinkenputzen in Galerien, wo er vermutlich bereits an hochnäsigen Assistentinnen abgeprallt wäre.

Constanze schnaubte verächtlich, als sie diese Passage erneut las, gab es doch niemanden, der diese Kunst gezielter Einschüchterung besser beherrschte als Hofmann selbst.

Auch ein Atelier besorgte er ihm, in dem Tyche erstmals seit seiner Übersiedelung in den Westen unter professionellen Bedingungen arbeiten konnte. So habe er ihm „einen märchenhaften Weg ins Künstlerdasein“ geebnet, auch dank einer nicht näher beleuchteten „Startfinanzierung“, die Tyche ohne jede Ablenkung durch die Banalitäten des Alltags erlaubte, das zu tun, was seine Berufung ist: malen.

Ihre weitere Zusammenarbeit schilderte er als eine beispiellose Erfolgsgeschichte, in der sich schnell zeigte, dass zwei Persönlichkeiten mit jeweils außerordentlichen Begabungen zu einer nahezu perfekten Symbiose zusammengefunden hatten, die auch durch kleinere Irritationen wie die spätere „Nachjustierung“ in ihrer vertraglichen Bindung, auf die Hofmann nicht näher einging, nicht langfristig getrübt werden konnte.

Zu keinem Zeitpunkt dachte einer von ihnen daran, die Kooperation zu beenden, die jedem erlaubte, sich auf das zu konzentrieren, was er am besten konnte – Kunst zu erschaffen der eine, und ein Premiumprodukt innerhalb seines legendären Netzwerks zu vermarkten, der andere.

Beim Lesen der ausufernden Selbstpreisungen erinnerte sich Constanze an die Pressevorschau anlässlich einer Ausstellung von aktuellen Arbeiten Tyches im Haus der Kunst, bei der Hofmann wie so oft den Künstler vertrat. Damals hatte sie ihn zum ersten Mal leibhaftig gesehen. Er war ein Mann von vielleicht 1,80 und wirkte bulliger, als er eigentlich war. Wenn er sich bewegte, wies er eine erstaunliche Wendigkeit, ja Grazie auf, die in eigenartigem Kontrast zu seinen Zügen stand, die etwas Lauerndes hatten. Seine kleinen, tiefliegenden Augen waren von einem verwaschenen Graublau über einer vergleichsweise fleischigen Nase und dem schmallippigen Mund. Sein breites Gesicht wies Anzeichen der Erschlaffung auf. Die aschblonden Haare, die mittlerweile einer Glatze gewichen waren, trug er bereits damals extrem kurz geschnitten.

Die Presseleute unterdrückten ihre Enttäuschung über die Abwesenheit des Stars und versuchten stattdessen, aus erster Hand Interna über den Menschen Tyche zu ergattern. Der Auftritt Hofmanns war sehenswert. In einer Mischung aus unverhohlenem Stolz, dem Künstler so nah wie kaum ein zweiter zu sein und der gebotenen Diskretion, die er ihm schuldete, streute er zwischen zahllosen Gemeinplätzen durchaus gewinnend einzelne persönliche Häppchen ein, die in jedem Moment erkennen ließen, dass er weitaus mehr preiszugeben in der Lage wäre. Und er ließ keinerlei Zweifel daran, wer einen, wenn nicht den wesentlichen Anteil an dieser Erfolgsgeschichte hatte.

„Felix kam zu mir, und ich erkannte in ihm sofort den vermutlich kostbarsten Rohdiamanten unserer Epoche. Und ich bin dankbar, derjenige zu sein, der ihm den perfekten Schliff geben durfte.“

Aber noch ehe sich Constanze über diese Hybris aufregen konnte, linderte er es durch die rückhaltlose, fast kindliche

Bewunderung, die er Tyche entgegenbrachte, und die sie mit ihm teilte.

04 Laura

Laura ertappte sich dabei, wie sie durch das Haus irrte und nach Felix suchte. Stets rechnete sie beim Betreten eines Zimmers damit, ihn dort vorzufinden - beim Stöbern in der Bibliothek, beim Malen im Atelier, bosselnd im Bootshaus, mit Franziska in der Sammlung oder beim Kaffeebereiten in der Küche. Irgendwann fing sie hysterisch an zu lachen. Sie war wieder am Anfang ihrer Beschäftigung mit Felix Tyche, nur diesmal in schlimm. Wie vor zwölf Jahren, als er ihr erschien wie eine Fata Morgana. Wenn Roland, ihr damaliger Freund, von seiner Arbeit in Tyches Atelier erzählte, war das so weit weg, als höre sie eine Reportage im Radio. Roland und sie hatten sich auf einer Studentenparty in Konstanz kennengelernt, er studierte Architektur an der HTWG und sie Kommunikationswissenschaften und Anglistik an der Uni. Mit der Arbeit als Tyches Assistent finanzierte er sein Studium. Als er sie fragte, ob sie ihn bei einem Segeltörn begleiten würde, zu dem er anlässlich von Tyches vierzigstem Geburtstag „mit Begleitung“ eingeladen war, lachte sie ihn erst einmal aus, weil sie auf seinen Scherz nicht reinfiel. Aber dann stachen sie tatsächlich in See – vier Tage Ägäis auf einem historischen, mit vollem Komfort restaurierten Windjammer. Gleich am ersten Abend waren Felix und sie zufällig aufeinandergetroffen. Da lehnte sie an der Reling und versuchte, die aufkommende Übelkeit niederzukämpfen. Ungünstiger hätte es nicht kommen können. Zu ihrem Leidwesen drehte er nicht ab, sondern stellte sich zu ihr und kramte, nachdem er ohne weiteres ihren Zustand erkannt hatte, aus seiner Hosentasche Kaugummis gegen Seekrankheit hervor. Zögernd nahm sie eins an, auch auf die Gefahr, dadurch endgültig von der Übelkeit übermannt zu werden. Leicht belustigt sah er ihr zu, während sie vorsichtig zubiss.

„Ich stelle mich mal lieber nicht in den Wind“, hatte er gesagt.

Sie hatte nur säuerlich gelächelt, ehe er ihr endlich gute Besserung und eine erholsame Nacht wünschte. Sie sah sich noch ins schwarze Wasser schauen und kurz erwägen, einen schnellen Tod in der Ägäis zu suchen. Zweifelsohne hatte sie sich ihre erste und, wie sie damals glaubte, einzige Begegnung mit einem der erfolgreichsten Künstler des Planeten anders vorgestellt.

Felix' Erinnerung daran war offenbar völlig anders, und er erzählte später oft, wie gern er damals mit der aparten, hochgewachsenen jungen Frau, die ihm bereits bei der Abfahrt in Piräus aufgefallen war, noch ein wenig geplaudert hätte. Ihr Porträt, das er ihr zum ersten Hochzeitstag schenkte, überging vollkommen ihre wahre Verfassung und zeigte sie in voller Lebensgröße am rechten Bildrand, aber nur etwa zur Hälfte im Profil sichtbar, von der Yacht nicht mehr als das Geländer und die Planken, auf denen sie stand, während das Gros des Bildes in der Weite des nur in Nuancen und der Textur unterschiedenen Blaus von Wasser und Himmel erstrahlte.

Abgesehen davon erinnerte sie sich an die Tage an Bord wie an einen schön-bizarren Traum. Einen solch unangestregten Luxus hatte sie nie zuvor erlebt. Die anderen Gäste, die weitaus weniger glamourös waren, als sie erwartet hatte und einfach gute Freunde zu sein schienen, ließen sie nicht spüren, dass sie nur die Freundin eines Angestellten war. Roland war ungewöhnlich gut gelaunt, und sie hatten in diesem unwirklichen Ambiente viel Spaß miteinander. Dort lernte sie auch Tyches zweite Ehefrau, Veronika Berger, kennen, damals eine bewunderte Galeristin - jetzt ihre Vorgängerin. Sie unterhielten sich angeregt und am Ende bekam sie gemeinsam mit Bergers Visitenkarte das Angebot, ein Praktikum in deren Galerie zu machen.

All das war bereits in den Hintergrund gerückt, als sie nach ihrem Studium wirklich eine Stelle in der Galerie bekam und Felix dort eines Tages wie aus dem Boden gewachsen vor ihr stand, gleich

wieder einen blöden Kaugummi-Witz machte und sie um ein Haar erneut aus dem Tritt brachte.

„Kennen wir uns nicht?“, fragte er, als er an den Empfang trat. „Brauchen Sie vielleicht einen Kaugummi?“ Und was hatte sie geantwortet?

„Nein danke, noch habe ich festen Boden unter den Füßen.“

„Noch!? ... Festen Boden?“ Noch immer fragte sie sich, was sie da eigentlich geredet hatte. Zum Glück fing sie sich gleich wieder und behandelte ihn mit der nötigen Professionalität. Nach dem Gespräch mit Berger hatte sie ihn nicht mehr gesehen und war auf die freundliche Belagerung, die bald darauf beginnen sollte, nicht im geringsten vorbereitet.

Felix Tyche fiel in eine andere Kategorie Mensch, als die, mit der sie es bisher zu tun gehabt hatte. Nicht nur, weil er so eine Berühmtheit war, sondern auch, weil er ihr vom ersten Moment an mit einer entspannten Sicherheit begegnete, die sie nicht kannte. Trotzdem hielt sie ihn für ein aberwitziges Hirngespinnst, und wendete viel Energie auf, um sich von seinen Avancen unbeeindruckt zu zeigen. Dabei hing schon damals das in glühenden Farben pulsierende Aquarell über ihrem Bett, mit dem er sie zu ihrem ersten Ausflug eingeladen hatte. Irgendwie – später hatte sie erfahren, dass es Hofmanns Werk war – hatte er ihre Adresse herausbekommen und bat sie zu einer Dampferfahrt. Das Billett steckte in dem Bild, einem üppigen Blumenstrauß. Sie nahm die Einladung an, erlegte sich vorher aber strenge Verhaltensregeln auf. Wie eine Ethnologin bei einer Feldforschung auf fremdem Terrain, hatte sie sich gesagt, wollte sie den Nachmittag verbringen. Freundlich, offen und aufmerksam wollte sie Eindrücke von diesem einzigartigen Ereignis sammeln. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Vor allem aber: nichts an sich rankommen lassen oder persönlich nehmen.

Es wurde ein schöner, unspektakulärer Ausflug. Unerkannt von den Touristen an Bord waren sie auf dem Rhein geschippert, hatten Kaffee getrunken und Waffeln gegessen. Felix war völlig normal und vor allem sehr interessiert, hörte zu, plauderte entspannt über allgemeine Themen und war auf eine angenehme Art witzig und, was sie geradezu exotisch fand, auch ein bisschen schüchtern. Als er sie nach Hause brachte und überhaupt keine weiteren Anstalten machte, war sie fast ein bisschen enttäuscht. Bei einem der nächsten Treffen gingen sie ins Kino – *Wall-E* von Pixar, ein einfallsreicher, aber auch etwas spröder Film, der Felix offenbar weitaus mehr fesselte als sie. Als sie hinterher noch essen gingen, hörte sie ihm mit zunehmendem Staunen zu, denn er fand Erklärungen für Dinge, die sie nicht einmal bemerkt hatte: Eve, zum Beispiel, fesselte ihn. „Diese Droidin“, sagte er, „ist derart abstrahiert und trotzdem so verführerisch und weiblich.“ Irritiert bemerkte Laura einen lächerlichen Anflug von Eifersucht.

„Dieses reine Weiß“, fuhr er fort. „Und dieses minimalistische Design. Das sieht so nach Apple aus.“ Sie nickte stumm.

„Wenn ich es recht überlege“, er sah versonnen in eine unbestimmte Ferne, „ist das, was sie als Kopf hat, sogar fast ein iMac.“ Ehe sich sein Gesicht noch weiter aufhellte, und er triumphierend sagte: „Genial: Apple und Eve.“

Offenbar funktionierte bei ihm Sehen anders als bei ihr, oder es war anders mit dem Denken verknüpft. Sie ertappte sich dabei, es zu genießen, die Welt auch mit seinen Augen zu sehen.

Diese erste Phase ihres Kennenlernens zog sich lange hin, und sie verhielt sich für ihren eigenen Geschmack geradezu aufreizend passiv, in der ständigen Erwartung seines Aufgebens. Endlich hätte sie dann die Bestätigung gehabt, dass er es sowieso nie ernst gemeint hatte und sie mit viel Glück und noch mehr Verstand haarscharf an einer bitteren Enttäuschung vorbeigeschlittert war. Aber er gab einfach nicht auf, sondern

quittierte ihre andauernde Zurückhaltung mit unerschütterlicher Geduld, die ihr neben allem anderen zunehmend imponierte. Auch konnte sie nicht leugnen, von seinem Leben ernsthaft angezogen zu sein, spätestens als sie ihn an leuchtenden Oktobertagen in seinem Haus am Bodensee besuchte. Natürlich kannte sie die Doku, die kurz zuvor über ihn gedreht worden war. Dennoch dämmerte ihr erst als sie vor den Stufen des Anwesens stand, so richtig, was sich hinter „dem Haus“ eigentlich verbarg. Frau Heger öffnete die Tür, und sie wäre am liebsten gleich wieder auf dem Absatz umgedreht. Was wollte sie dort? Genauso gut hätte sie einen begehbaren Kühlschrank besuchen können. Aber noch bevor sie die Treppenstufen hinauf oder die Auffahrt zurück gehen konnte, hörte sie ihn rufen und sah, wie er um die Ecke herbeilief.

„Hallo?! Laura! Ich war im Atelier und habe die Zeit vergessen – was kann ich tun, um das wiedergutzumachen?“

Wie zeichenhaft dieser erste Moment für alles spätere werden sollte, bemerkte sie erst jetzt. Ihn in seiner selbstgeschaffenen Umgebung zu erleben, veränderte noch einmal ihren Blick. Die Großzügigkeit und klare Schönheit, mit der er sich umgab. Die Ernsthaftigkeit und Intensität, mit der er sich seiner Kunst widmete und die beständige Bereitschaft, auch über Kleinigkeiten zu staunen und sich dafür zu begeistern. Ein Spaziergang am See konnte zu einer anstrengenden Angelegenheit werden wegen der freudigen Aufmerksamkeit, die er irgendwelchen Beiläufigkeiten widmete: der Art, wie die untergehende Sonne das Schwappen der Wellen auf dem See beleuchtete, dem wuchtig-eleganten Flug eines Kormorans, einem wie radioaktiv strahlenden Ziegenbart in dunklem Moos, ein Auge in der Rinde eines der vielen mächtigen Bäume auf dem Gelände. Was ihre Bedenken letztlich aber überwand, war wohl, ihn endlich auch als einen normalen Menschen zu erleben, dem auch mal Fehler unterliefen, der fluchte, müde wurde und Zeit

für sich brauchte. Als sie wieder nach Köln fuhr, fiel ihr der Abschied schwer. Die Fata Morgana war real geworden, und sie wollte bei ihm sein.

Als er ihr bald darauf von seiner Affäre mit Julia Reinhardt und dem Kind, das sie erwartete, erzählte, war sie nicht besonders geschockt. Viel mehr wog seine entwaffnende Aufrichtigkeit in dieser heiklen Angelegenheit.

Von seinen beiden ersten Ehefrauen sprach er offen und mit großer Freundlichkeit.

Das Scheitern seiner Ehe mit Klara ging ihm anscheinend noch immer nahe. Die beiden hatte viel verbunden, wichtige Lebensphasen, entscheidende Zäsuren, der künstlerische Durchbruch und die erste richtige Liebe überhaupt. Natürlich auch Emma, sein erstes Kind, deren Aufwachsen er aus der Ferne so gut wie möglich begleitete und von der er voller Zärtlichkeit und Stolz erzählte.

Gleich bei ihrer ersten Reise in den Osten besuchten sie die beiden. Emma hatte Biologie studiert und gerade mit ihrem Master in Biodiversität an der Uni Greifswald begonnen. Sie war eine etwas burschikose junge Frau, kleiner als Laura, mit einem praktischen, semmelblonden Kurzhaarschnitt, den Augen ihres Vaters und einer nüchternen Freundlichkeit, die es Laura leicht machte. Offenbar trug sie ihrem Vater die Trennung von ihrer Mutter nicht nach und tauschte sich auch fachlich intensiv mit ihm aus, denn er interessierte sich brennend für die biologischen und ökologischen Themen, mit denen sie sich beschäftigte und die Methoden, mit denen sie arbeitete. Emma führte sie durch Greifswald und zeigte ihnen auch ihren Arbeitsplatz im Labor. Der Gedanke, dass diese patente und so fertige junge Frau von Felix gezeugt worden war, faszinierte sie. Und sie überraschte sich selbst damit, sich nun erstmals vorstellen zu können, auch Kinder zu haben, wenn dabei so etwas Gutes herauskommen konnte.

Vor der Begegnung mit Emmas Mutter scheute sie allerdings zurück und bot Felix nicht ganz uneigennützig an, seine erste Frau allein zu treffen. Erstaunlicherweise lehnte er aber nicht nur entschieden ab, sondern ließ auch keinen Zweifel daran, wie viel ihm an ihrem Kennenlernen lag, ein bisschen wie der erste Besuch bei den Eltern. Voller Unbehagen begleitete sie ihn, aber dann war es erstaunlich einfach. Klara war ein ähnlich nüchterner Typ wie ihre Tochter, sehr direkt und von einer grundsätzlichen, unaufgesetzten Freundlichkeit. Sie betrieb zusammen mit ihrer Lebensgefährtin eine Kunstbuchhandlung, in der sie Lesungen und Ausstellungen veranstalteten, bisweilen auch ihrer eigenen Werke, die sie gelegentlich noch malte. „Schwerdtner & Krause“ war ein beliebter Treffpunkt in Leipzig und trug sich, dem ökonomischen Wandel im Buchhandel zum Trotz, gut, ohne übermäßige Gewinne abzuwerfen. Felix, das bekam sie am Rande mit, unterstützte die beiden, indem er ihnen von Zeit zu Zeit ein kleineres Bild oder Multiples zur Verfügung stellte. Klara und er gingen sehr entspannt miteinander um und unterhielten sich kollegial über künstlerische und wirtschaftliche Angelegenheiten. Es war offensichtlich, dass sie eine durch ein ganzes Leben genährte Nähe teilten, die für eine Außenstehende wie Laura unbretbar war. In Klaras Gegenwart veränderte er sich merklich. Die Aura des verehrten Kunststars, die ihn in Lauras Augen noch immer umgab, ohne dass er selbst etwas dafür tat, schien plötzlich durchlässig, und er wurde auf eine sympathische Weise jünger und endgültig ein Mensch wie du und ich. Nach dem Besuch war klar, dass Klara und sie vermutlich nicht beste Freundinnen werden, aber doch gut miteinander auskommen würden. Felix war hochzufrieden. Und, das war fast ein bisschen ärgerlich, anscheinend regelrecht erleichtert. Nicht lange danach nahm sie seinen Antrag an. Franziska kam elf Monate später auf die Welt. Markus zweieinhalb Jahre danach. Aus der Fata Morgana war ihr Mann geworden.

Und jetzt ein Geist, von dem sie nicht einmal Abschied nehmen konnte.

Bis zur nächsten Altmeister-Auktion blieb noch genügend Zeit. Das war gut, denn Constanze ließ sich ständig ablenken und klickte sich gerade wieder durch eine Bildergalerie von Tyches Werken. Da war sie wieder die Signatur, mit der sie sich schon bei ihrem ersten Referat befasst hatte. Von Anfang an hatte er seine Werke mit einem Monogramm versehen, das entfernt an das von Dürer erinnerte, in Fraktur ein kleineres „F“, das vom großen „T“ beschirmt wurde. Dürer hatte mit seinem „AD“ Warengeschichte geschrieben. Es war das erste international bekannte Logo, und er prozessierte im Ausland erfolgreich gegen dessen Fälschung. Vermutlich war es kein Zufall, wenn Tyche daran anknüpfte und sich so auch etwas schrullig dem zeitgenössischen Standard entzog, Bilder mit möglichst markanten Signaturen zu versehen.

Damals hieß er noch Tychowski, doch schon bald nach seinem Umzug in den Westen hatte er den Namen angenommen, unter dem er Weltruhm erlangen sollte. Hofmann beschrieb in seinen Memoiren, wie er dem jungen Mann gleich beim ersten Treffen eröffnete, seinen Namen ändern zu müssen.

„„Als Tychowski“, sagte ich zum ihm, „können sie Politiker sein. Oder Fußballer. Aber kein international anerkannter Künstler.“ Dankbar ging der unerfahrene, junge Mann auf meinen Vorschlag ein. „Und so“, damit schloss das Kapitel, „wurde ich zum Schöpfer Tyches, Felix Tyches.““

Zu dieser Zeit, in den Memoiren stand nichts darüber, änderte Tyche auch sein Monogramm. Die Buchstaben waren nun serifenlos, wie handgeschrieben, und erhielten Rahmen, ein Quadrat für das „T“ und darüber, etwas kleiner, ein Kreis mit dem „F“.

„Ich mag das Quadrat und den Kreis“, sagte die graublau wabernde Gestalt neben Constanze. Es war eine junge, schwere

Frau in einem aufwendig bestickten Kleid mit Borten und Einsätzen. Auf ihren halblangen, strähnigen Haaren trug sie einen Kranz aus Blättern unterschiedlicher Art, an dem in regelmäßigen Abständen kurze Zweige wie die Zacken einer Krone in die Höhe ragten. Sie hockte auf einem der Bücherstapel neben Constanzes Schreibtisch und stützte ihren Kopf auf die linke, zur Faust geformte Hand. Die Rechte ruhte auf einem geschlossenen Buch in ihrem Schoß und hielt einen großen Zirkel. Und sie hatte Flügel.

„Logisch, dass dir das gefällt.“, sagte Constanze.

„Ja“, sagte sie, erhob sich schwerfällig, und fuchtelte mit dem Zirkel vor dem Bildschirm herum, dass Constanze schon fürchtete, er bekäme Kratzer, während der schöne Foliant aus ihrem Schoß auf den Boden fiel und ein graublaues Staubwölkchen entließ:

„Alles so schön geometrisch.“

Ein Außenstehender hätte nicht den Eindruck gewonnen, hier führe eine Frau Selbstgespräche oder es ginge Übernatürliches vor. Von außen sah man vielmehr eine recht unauffällig aussehende, schlanke Vierzigjährige, vielleicht einsfünfundsechzig groß, mit lockigen, dunkelbraunen Haaren und lebhaften, etwas tieferliegenden, haselnussbraunen Augen. Sie gehörten in ein feingeschnittenes Gesicht mit einer markanten Nase, die leicht gewölbt war und zu ihrem Leidwesen vorne eine, in ihren Worten „knubbelige Verdickung“ aufwies, die sich vor allem im Profil bemerkbar machte. Sie saß an ihrem Computer, las, schrieb, nutzte ihr Smartphone, trank etwas und ging zwischendurch mal hinaus. Keine Gespräche, keine Erscheinungen.

Es war eine lange Geschichte. Eines Tages, Constanze war elf, zerriss sie sich beim Spielen im Wald eine neue Hose, die sie dort gar nicht hätte tragen dürfen. Was ihr nun drohte, konnte sie sich

ausmalen, die Vorwürfe, die Enttäuschung über ihr uneinsichtiges Betragen, und es gefiel ihr nicht. Daher erfand sie eine Geschichte, die darauf hinauslief, dass ein ohnehin als schwierig geltender Junge schuld daran war. Sie ging sogar noch weiter, weinte beim Heimkommen herzerreißend und beklagte die Beschädigung so mitleiderregend, dass sie nicht nur nicht gerügt, sondern obendrein getröstet und ermutigt wurde. Eine Hose sei eine Hose, hieß es, da gäbe es wahrlich Schlimmeres, während man ihre Tränen trocknete und sie sich nur mühsam beruhigen ließ.

Womit sie nicht gerechnet hatte, war sie selbst.

Es geschah tags drauf beim abendlichen Zähneputzen. Constanze stand vor dem Badezimmerspiegel und schubberte lustlos in ihrem Mund herum, als sich ein graublauer Schatten aus ihr herauslöste und neben ihr in Stellung brachte. Ein zweites Ich, unverkennbar Constanze, nur ein wenig wabernd und wie aus einer wattigen Wolke geformt. Und ohne Zahnbürste. Mit verschränkten Armen und missbilligendem Blick baute es sich dicht neben ihr auf. Einen Moment lang geschah nichts, außer dass sich die beiden anstarrten, die eine mit schreckgeweiteten Augen im Spiegel, die andere patzig von der Seite.

Dann, sie traute sich nicht, zur Seite zu blicken, fasste sich Constanze mit der Zahnbürste in ihrem Mund und daher in der Aussprache ein wenig verwaschen, ein Herz:

„Und wer bist jetzt du?“

„Na, dreimal darfst du raten“, gab ihre blaugraue Doppelgängerin schnippisch zurück.

Constanze dachte nach, ehe sie zögernd und ein wenig schaumig fragte:

„Ein Gespenst?“

„Himmel, nein.“

Constanze nahm die Zahnbürste heraus und spuckte aus:

„Ein wundertätiger Geist aus der Flasche?“

„Du liest viel zu viele Märchen, das denke ich immer.“

„Die gute Fee?“ – Constanze hatte definitiv andere Vorstellungen von der guten Fee, aber den Versuch war es allemal wert.

„Sehe ich vielleicht so aus?“

„Nein, wirklich nicht. Dreimal sind um.“

„Was?“ fragte die Erscheinung irritiert.

„Du sagtest: Dreimal darfst du raten. Das habe ich jetzt getan.“ Constanze spülte aus und fasste wieder ein wenig Mut, nachdem noch nichts weiter geschehen war.

„Wer bist du denn jetzt?“

„Ich! Ich bin ...“, sagte die wolkige Gestalt auftrumpfend und schien sich noch ein kleines Stück zu blähen. „Ich bin dein schlechtes Gewissen! So.“

Constanze hatte es schon geahnt. Immer mal wieder hatte es in ihr rumort, aber nun war es heraus.

Und blieb.

Für Constanze begann eine schwierige Zeit, denn Loren, wie sie sich selbst nannte, erschien fortan, wann immer es ihr passte, also meist in besonders ungeeigneten Augenblicken. Constanzes Verhalten wurde einer ausgiebigen Manöverkritik unterzogen, die selten, eigentlich nie, zu ihren Gunsten ausging. Vergnügen bereitete Loren vor allem, mit der Präzision einer Mikrochirurgin genau die peinlichsten Momente herauszupräparieren, noch einmal nachzuerzählen und ausführlich zu würdigen. Constanzes Familie und auch ihre Freundinnen bekamen davon nichts mit. Nur manchmal beklagten sie, dass sie neuerdings ungewöhnlich schweigsam und wenig gesellig sei. Sie hütete sich, ihr beschämendes Geheimnis preiszugeben und lebte von nun an mit einer ätzenden Kritikerin an ihrer Seite.

Loren, mit Betonung auf der zweiten Silbe, was ihr sehr wichtig war, erschien mit der Pünktlichkeit einer hungrigen Katze, wenn

Constanze in der Klemme war und überschüttete sie mit Vorhaltungen, die im wesentlichen darauf hinausliefen, dass, egal worum es ging oder wie die konkreten Umstände waren, sie selbst schuld sei. So richtig neu war das für sie nicht. Und trotzdem war es noch einmal unangenehmer, wenn es nicht mehr nur eine Stimme im Kopf war. Saß sie in Mathe und musste fürchten, eine halbherzig erledigte Hausaufgabe vorrechnen zu müssen, quetschte Loren sich zwischen sie und ihre Sitznachbarin. Constanze musste sich dann zusammenehmen, um nicht beiseite zu rücken, während Loren in grotesker Verformung den Spalt zwischen den beiden Mädchen ausfüllte. „Dumm gelaufen“, sagte sie mit gepresster Stimme. „Da hätten wir gestern doch mal weniger gelesen und etwas mehr gerechnet. Was meinst du?“

Und auch ohne hinzusehen, wusste Constanze, dass sie ihre Frage mit einem treuherzigen Augenaufschlag unterstrich, während sie ihren Kopf, so weit das ihre beengte Lage zuließ, leicht neigte.

„Sei still“, zischte Constanze, „ich versuche, das schnell nachzurechnen.“

„Ja, ja, schnell, schnell. Jetzt pressiert´s. Aber gestern ...“, seufzte Loren. „Hach, herrlich. Auf dem Bett liegen. Lesen. Naschen. Wenn da nur nicht“, nun bekam ihre Stimme einen noch alberneren Tonfall, „dieser dumme, dumme Herr Tröscher mit seinem doofen Mathe wäre.“

Constanze hätte sie erwürgen können. Das hatte sie anfangs, natürlich nur, wenn sie allein waren, auch versucht, eine von zahlreichen Methoden, sich der lästigen Begleiterin zu entledigen. Allerdings vollkommen fruchtlos, denn Loren entzog sich jeder Berührung. Gegenstände - Stifte, Radiergummis, Spitzer, Constanze hatte einiges erprobt - flogen ungebremst durch sie hindurch. Einmal hatte sie sogar ein Tintenfasschen nach ihr geworfen. Als Ihre Mutter abends zum Gutenachtsagen kam,

stellte sich Loren neben den smaragdgrünen Flecken an der Wand, beugte sich in eigenartiger Neigung des Oberkörpers vor und formte mit ihren Armen einen Rahmen darum. Am nächsten Wochenende musste Constanze mit ihrem Taschengeld zum Kauf von Wandfarbe beitragen und den Schaden, für den sie keine plausible Erklärung hatte, zusammen mit ihrem Vater beheben. Insgesamt mussten sie die Stelle viermal überstreichen. Dann war sie deutlich heller, als die Wand darum herum, und Constanze wurde so dauernd an den Vorfall erinnert, bis sie ein Bild von einer Pfütze darüber hingte. Waren Wurfgeschosse also unwirksam, brachte auch Wasser nichts. Zunächst schien es sich zwar mit ihr zu verbinden, aber am Ende war alles nass und Loren immer noch da. Auch Feuer versagte. Sie waberte einfach drum herum.

„O je! Hilfe!“, schrie sie dann. „Eine Feuersbrunst! Wer kann mich nun noch retten!?“

Und während das kleine Kerzenlicht völlig nutzlos ins Nichts blakte, rang sie theatralisch die Hände, ließ sich auf die Knie fallen und schrie:

„Ich brenne! Oh helft! Hat denn hier niemand ein schlechtes Gewissen?“

Constanze blies die Kerze aus.

„Conny!“, sagte Herr Tröscher, „Möchtest du uns vielleicht die 11b vorrechnen? Komm doch mal zu mir nach vorne.“

Mit der Zeit eroberte sich Loren mehr Spielraum. Hatte sie sich anfangs immer dicht an Constanze gehalten, begann sie nun die weitere Umgebung einzubeziehen. Während Klassenarbeiten posierte sie vor der Tafel, tat gelangweilt, gähnte vernehmlich und dachte laut darüber nach, welche Vorteile es gehabt hätte zu lernen, welche Auswirkung der saure Regen auf die Wälder hatte oder wie ein verdammter Flaschenzug funktioniert. Den Lehrern schaute sie mit gespielter Neugier über die Schulter und murmelte:

„Hmm. Ach so. Hochinteressant. *So* wäre das gegangen.“

Zu absoluter Hochform lief sie im Sportunterricht auf. Japsend paddelte sie dann im Schwimmbad neben Constanze, die gerade dagegen ankämpfte, beim Kraulen zu ertrinken. Vor dem Langstreckentauchen baute sie sich neben ihr auf, petzte die Augen zusammen, holte mehrfach jaulend Luft, stürzte sich ins Wasser und prallte nach wenigen Metern mit dem Kopf gegen die Seitenwand. Und bevor Constanze noch das Dreimeterbrett erklimmen konnte, hing Loren bereits panisch zappelnd daran und ließ sich schließlich unter lautem Wehklagen ins Wasser plumpsen. Kam es an das besonders gefürchtete Geräteturnen, beschränkte sich Loren nicht darauf, die Übungen mit Bekundungen blanken Entsetzens zu kommentieren, sondern spielte auch gleich mit vollem Einsatz die denkbar schlimmsten Situationen durch. Blindwütig rannte sie dann auf den monströsen Bock zu, traf zwar um Haaresbreite noch das Sprungbrett, blieb dann aber seitlich mit den Oberschenkeln so unglücklich am klebrigen Kunstleder hängen, dass sie kopfüber abstürzte. Wie ein nasser Sack hing sie am Reck, vom Schwebebalken fiel sie nach grotesken Verrenkungen herunter, und am Stufenbarren knallte sie mit dem Unterleib gegen den unteren Holm.

„Tut mir leid. Ich habe gerade meine Tage bekommen“, sagte Constanze zu ihrer Sportlehrerin und setzte sich auf die Bank.

Ein fast noch größeres Betätigungsfeld fand Loren außerhalb der Schule.

„Das war ein guter Schachzug, zu behaupten, dass du noch Hausaufgaben machen musst, jetzt muss Christoph die Spülmaschine alleine ausräumen.“ Dabei lümmelte sie auf dem Schrank, den Kopf mit dem Arm abgestützt.

„Was steht denn bei Tolkien so über Julius Cäsar und den Ablativ?“

Traf Constanze Freundinnen und lobte gegen ihre Überzeugung eine neue Frisur oder Kleider, baute sich Loren schräg hinter der Freundin auf und äffte sie nach. Hinterher stritten sie dann.

„Wenn ihr die Frisur gefällt, warum soll ich sie dann miesmachen? Ich wollte nett sein.“

„Weil man zu einer Freundin ehrlich sein soll?“

„Aber was bringt das? Ihr gefällt es doch. Sie wäre traurig, und ich muss ja nicht so rumlaufen.“

„Beim nächsten Mal lässt sie sich die Haare vielleicht wieder so schneiden, weil keiner ehrlich zu ihr ist.“

„Aber vielleicht steht es ihr ja, und nur ich habe den falschen Geschmack. Es war ja auch gar nicht so schlecht.“

„Trotzdem. Es ist doch wichtig, ehrlich zu sein. Dafür hat man doch Freundinnen. Am Ende bist du sogar noch froh, dass sie jetzt so aussieht.“

Constanze stockte der Atem.

So wurde Loren immer dreister und führte sie an immer tiefere Abgründe heran, von denen sie nicht einmal geahnt hatte, dass sie in ihr klaffen könnten. Ihre Meinung von sich wurde immer schlechter, während sie nach außen immer unscheinbarer wurde. Unbefangenheit wurde ein Fremdwort, und in der schlimmsten Phase der Niedergeschlagenheit, hätte sie sich am liebsten in Luft aufgelöst, genau wie ihr zerstörerisches zweites Ich, das nach Belieben erschien und verschwand. In der Schule, wo sie als aufgeweckt und umgänglich gegolten hatte, registrierten aufmerksamere Lehrer mit leisem Bedauern einen zunehmenden Hang zum Zynismus und eine gewisse Verwahrlosung ihres Äußeren.

Die Wende begann, als sie mit Jakob zusammenkam. Sie gingen in dieselbe Stufe, und es hatte lange gedauert, bis sie ihre Scheu überwand und überhaupt einmal miteinander sprachen. Auf einer Jahrgangsfahrt nach Paris landeten sie nicht ganz zufällig in

einer kleinen Gruppe in einem Café. Constanze schaffte es, die feixende Loren zu ignorieren und unterhielt sich mit Jakob vor allem über Filme, was erstaunlich gut ging. Als er sie auf dem Rückweg fragte, ob sie sich zu Hause einmal treffen wollten, Loren klemmte zwischen ihnen und warf abwechselnd nach rechts und links gewendet Luftküsse, lehnte sie ohne einen Moment zu zögern ab.

Eine Woche später rief sie bei ihm an, und sie verabredeten sich zu einem Spaziergang, bei dem sie ausschließlich über bedeutungsschwere Themen sprachen, während Loren, die sich meistens mit dem Rücken zum Weg ein paar Meter weiter vorne bewegte, Bemerkungen über sein Aussehen machte und Constanze nötigte, endlich was zu „machen“. Ihr nächstes Treffen verabredeten sie im Kino. Danach wurde Constanze krank und weigerte sich, ans Telefon zu gehen. Und dennoch kamen sie sich langsam näher, immer zwei Schritte vor, einer zurück, und es war gut. Mit Jakob fühlte sich Constanze erstmals wieder wohl, und auch Loren schien sich nun etwas zurückzunehmen.

Von da an ging es ihr besser, und auch in der Schule stabilisierte sie sich. Loren schien insgesamt etwas kleiner, und Constanze ließ sich von ihr nicht mehr völlig beherrschen. Freilich tauchte Loren weiter auf, wie es ihr passte, aber es gelang Constanze bisweilen, sie fast zu ignorieren. In Anwesenheit von Jakob hielt sie sich zurück, allerdings erzählte sie die Treffen hinterher wie eine Gastronomiekritikerin nach und ließ sie sich noch einmal auf der Zunge zergehen. Wenn es Constanze gut ging, konnte das sogar ganz lustig sein. Sie ließ sich auch nicht mehr ohne weiteres in zermürbende Dispute verwickeln und, nach Jahren der Quälerei geradezu unglaublich, lachte Loren bisweilen aus.

06 Katharina

Schwerer wurde es erneut in der Zeit nach der Trennung von Jakob. Er machte Zivildienst in einem Krankenhaus und wollte danach Maschinenbau in Aachen studieren. Wenn man ihm zuhörte, war alles ganz einfach, und es wäre klar gewesen, dass sie zusammenbleiben. Aber für ihre unterschiedlichen Wege hatte er auch keine Lösung, denn seine eigene Planung war unumstößlich. Sie begann Kunstgeschichte und Germanistik in Berlin zu studieren und musste ihr Leben von Grund auf neu organisieren. Das war anstrengend, und im ersten Semester fühlte sie sich oft einsam. Wieder schlug die Stunde Lorens, die fast zu alter Größe anschwell und ihr gebetsmühlenartig vorhielt, was für ein gemütliches Leben sie führen könnten, wenn es nicht unbedingt dieser weit entfernte Studienort hätte sein müssen, diese eiskalte, große und brutale Stadt mit der unübersichtlichen Uni und den Heerscharen an Studenten, die sie alle nicht kannten. Constanze konzentrierte sich aufs Lernen oder ging ins Kino, und kam so über die Schwierigkeiten der ersten Monate hinweg. Allmählich kam sie auch in Kontakt mit Kommilitonen, aß in der Mensa nicht mehr alleine und fühlte sich besser, auch wenn sie mit den meisten keine nähere Bekanntschaft suchte.

Dann lernte sie Katharina kennen. Schon im ersten Semester hatten sie manche Vorlesungen gemeinsam besucht. Katharina war ein paar Semester weiter und hatte eine Stelle als Hilfskraft im Kunsthistorischen Institut. Auf Constanze wirkte sie einschüchternd. Wenn sie in der Bibliothek arbeitete, sah sie Katharina manchmal im Gespräch mit Studenten oder Mitarbeitern des Instituts. Sie hatte einen großen Bekanntenkreis und eine lockere und freundliche Art. Mit kastanienroten Haaren, grüngrauen Augen, fein geschwungenen Augenbrauen, einer leicht gebogenen Nase über einem wohlgeformten Mund in

einem makellos ovalen Gesicht, das am Kinn ein Grübchen ausbildete, sah sie großartig aus und wirkte extrem stilsicher. Fast immer trug sie ein besonderes Accessoire oder Kleidungsstück. Wenn sie in der Bibliothek an eigenen Themen arbeitete, machte sie einen konzentrierten Eindruck, und Constanze konnte dann gar nicht anders, als zu registrieren, welche Bücher sich an ihrem Platz stapelten.

Als sie über *Die schwangere Venus* von Tyche ihr erstes Referat vorbereitete, lag ein Band über Rubens, den sie suchte, ausgerechnet an Katharinas Platz.

„Ist ja ein irrer Zufall, dass du *genau* heute dieses Buch brauchst“, sagte Loren, die schon vorausrannte und sich neben Katharina postierte.

„Da wirst du sie wohl ansprechen müssen.“

„Hallo“, sagte Constanze zu Katharina.

„Hallo“, Katharina schaute hoch.

„Kann ich dich was fragen?“

„Was gibt´s?“

„Ich müsste was im *Warnke* nachlesen, geht das?“, fragte Constanze und zeigte dabei auf das Buch im Stapel.

Katharina zog das Buch hervor:

„Ja, klar. Bist du auch in dem Seminar? Ich habe dich noch gar nicht gesehen.“

„Nein, nein, aber ich muss bei Professor Welter ein Referat über die *Venus* von Tyche halten.“

„Oh, die Welter. Na dann, viel Spaß.“

Constanze zog sich mit dem Buch zurück und fragte sich, wie sie die Bemerkung verstehen sollte.

„Die scheint ihren Ruf ja weg zu haben“, sagte Loren, die mit kerzengeradem Rücken neben Constanzes Platz saß und darauf wartete, dass sie das Buch aufschlagen würde.

„Wer?“, fragte Constanze irritiert.

„Na, die „Na dann, viel Spaß“-Welter. Das hatte doch einen ziemlich süffisanten Unterton, wie sie das gesagt hat.“

„Ist mir nicht aufgefallen“, sagte Constanze trotzig.

„Aber diese Katharina“, sie betonte das „i“ schwärmerisch.

„Hast du den Ring gesehen? Wahnsinn.“

Constanze ging nicht darauf ein und schlug das Buch auf. Natürlich hatte sie den Ring bemerkt, auf dem ein kleiner umgestürzter Tiegel thronte, aus dem eine rote Farbzunge floss und in elegantem Schwung ein Segment des Rings bildete.

Als sie das Buch zurückbrachte, war Katharina schon gegangen. Sie steckte einen Zettel hinein, mit einem Smiley neben dem „Danke“.

Von da an grüßten sie sich, wenn sie sich sahen, und als sie eines Tages in der Cafeteria las, kam Katharina dazu:

„Und, wie läuft´s?“

Constanze übersah Loren, die wie die Speierfigur eines Brunnens mit aufgerissenem Mund dasaß.

„Ganz gut, danke. Und bei dir?“

Katharina, deren Haare inzwischen mahagonischwarz gefärbt und raspelkurz geschnitten waren, was ihre wunderbare Augenfarbe und ihr schmales Gesicht besonders vorteilhaft zur Geltung brachte, sagte:

„Ich hätte nicht gedacht, dass ich mich mal mit Rubens anfreunden könnte.“

Constanze sah sie fragend an.

„Als ich mir das Bild für mein Referat zum ersten Mal in der Gemäldegalerie angesehen habe, war ich wirklich ratlos: Eine sehr junge und ziemlich mollige Frau, quasi nackt und an einen Felsen gefesselt. Ein heranstürmender Mann in Rüstung, der sie befreit, viele dicke kleine Putten, ein geflügeltes Pferd mit einem enormem Hintern und ein totes Ungeheuer. Puhh. Aber dann habe ich die Geschichte gelesen, in Ovids Metamorphosen. Die junge Frau heißt Andromeda. Sie büßte für ihre Mutter. Die

brüstete sich mit der Schönheit ihrer Tochter und weckte so den Zorn der Götter. Zur Strafe wurde Andromeda einem Seeungeheuer vorgeworfen. An einen Felsen gekettet musste sie warten, bis es sie frisst. Gerade da aber flog der Held Perseus - also Held, na ja“, sagte Katharina, „aber das ist eine andere Geschichte - auf dem geflügelten Pferd Pegasus vorbei und entdeckte sie. Das ist wunderschön bei Ovid, er schreibt“, sie kramte in ihren Notizen:

„Nur ihre Haare hatte ein leichter Luftzug bewegt, und heiße Tränen entströmten ihren Augen, sonst hätte er sie wohl für ein Marmorbild gehalten.“ Großartig, oder?“, fragte sie, ohne Constances Antwort abzuwarten.

„Und weil Andromeda wirklich schön war, entschied sich Perseus, sie zu retten. Mit den Eltern, die jammernd in der Nähe standen, schloss er vorher schnell noch einen Ehevertrag, tötete dann das Seeungeheuer, befreite Andromeda und heiratete sie.“ Katharina stoppte kurz und sah Constanze erwartungsvoll an. Aber weil sie so in Fahrt war, fing sie gleich an zu wettern.

„Das musst du dir mal vorstellen! Diese Mutter! Die hätte selbst an den Felsen gehört! Und dann Perseus. Was, wenn Andromeda nicht sein Typ gewesen wäre? Wäre er dann weitergeflogen? Und wenn das Gefeilsche nicht rechtzeitig beendet gewesen wäre? Hätte er dann zugesehen, wie sie angefressen wird und dafür einen Wertminderungsaufschlag auf die Mitgift verlangt?“

Constanze staunte. Sonst ging es meistens um die Angst vor Prüfungen, das Gestöhne übers Lernen, Lästern über die Dozenten und das Vergleichen von Noten. Was genau man auf dem steinigen Weg zur Zwischenprüfung und dann zum Magister studierte, schien eher zweitrangig. Und jetzt sprach zum ersten Mal eine andere Studentin ernsthaft und wirklich begeistert über Kunst.

So begann ihre Freundschaft.

Sie erzählten sich von ihren Seminaren, tauschten ihre Eindrücke aus, und dann verabredeten sie einen gemeinsamen Besuch in der Gemäldegalerie. Als Constanze Katharinas Rubens sah, lächelte sie. Schon wieder ging es um eine nackte Frau wie bei ihrem Tyche. Hier musste sich allerdings nicht der Betrachter gegenüber der Dargestellten für seinen zudringlichen Blick rechtfertigen, sondern er konnte entspannt zusehen, wie jemand anders mit der heiklen Situation umging.

Als sie Katharina ihre Beobachtung mitteilte, fing die sofort an zu schwärmen.

„Ist das nicht großartig, wie intim und anrührend die Begegnung zwischen den beiden ist? Schau nur: Andromeda ist wirklich genau wie von Ovid beschrieben von marmorweißer Nacktheit. Und dann der Kontrast zu seiner Rüstung, der könnte kaum größer sein. Wie warm, weich und verletzlich ihr Körper erscheint im Vergleich zur kalten, reflektierenden Härte des Harnischs.“

„Ja, das ist gut gemacht. Auch wie Andromeda leicht errötet, den Kopf senkt und versucht, mit diesem Nichts von einem Tuch ihre Blöße zu bedecken“, ergänzte Constanze.

„Das stimmt, aber wenn du genau hinsiehst, dann scheint sie ihren an sich gesenkten Blick doch auch scheu und gleichzeitig auch ein bisschen kokett auf diesen Mann zu richten, der ihr da so forsch mit seinem wehenden Umhang entgegenstürmt. Und obwohl er deutlich größer ist als Andromeda, sind sie doch gleichauf, denn er nähert sich ihr auf einer etwas niedriger gelegenen Felsstufe in einer weiten Schrittstellung und leicht vorgebeugt. Ihre Köpfe sind so auf gleiche Höhe, und er blickt ihr unter seinem prunkvollen Helm voll Wärme mitten ins Gesicht. So sympathisch! Ein bisschen wie wenn Erwachsene in die Knie gehen, um auf Augenhöhe mit Kindern zu sprechen. Und gleichzeitig bewundernd, aber doch mit Takt. Wie er diese

Doppeldeutigkeiten in ihren Blicken hinkriegt, ist einfach großartig.“

Katharina stoppte ihren Redefluss nur kurz.

„Und noch während er sie so unverwandt anblickt, löst er ihre Fesseln und zwar ziemlich behutsam dafür, dass er eben noch ein Monster abgeschlachtet hat. Und sieh nur die beiden Putten, die sich untenrum kümmern, total motiviert. Süß, oder?“

Constanze nickte und hörte ihr weiter fasziniert zu. Katharina schien sich scheinbar mühelos in dem Bild zu bewegen.

„Er hat das Bild ganz beiläufig in zwei ausbalancierte Hälften unterteilt, wie die zwei Schalen einer Waage.“ Sie zeigte auf die beiden Felsschollen.

„Die sind naturgegeben getrennt. Auf der einen, hier rechts, befindet sich das künftige Ehepaar, auf der anderen links sind die Fabelwesen. Gleichzeitig aber wirst du als Betrachter wie in einem Cartoon von links nach rechts durch das leicht ansteigende Terrain und die Bilderzählung geführt.“ Sie vollzog mit den Armen die Bewegung.

„Links unten geht es los. Hier schwappt das tote Seeungeheuer mit aufgerissenem Maul in der Brandung. Sein erstorbener Blick ist auf Pegasus gerichtet und du folgst ihm automatisch. Das ist wirklich ein prachtvoller Apfelschimmel.“

„Ja, aber die Schwinge kommen mir erstaunlich klein vor“, wagte Constanze nun doch einmal einzuwenden.

„Stimmt, aber dafür setzen sie anatomisch völlig plausibel an seinen Schulterblättern an.“

Offensichtlich ließ Katharina nichts mehr auf ihren Rubens kommen, und es war ein Genuss, ihr dabei zuzuhören.

„Schau nur, wie er auf dem winzigen Felsplateau steht und uns sein riesiges Hinterteil zuwendet. Das ist so überraschend und wirklich originell. Und auch wie Rubens die Überleitung schafft: Einer der Putti ergreift die Zügel, dreht so seinen Kopf nach rechts und da nimmt auch schon der wehende Umhang von

Perseus die Bewegung auf, so dass dein Blick geradewegs zum Höhepunkt geleitet wird, dem ersten Blickkontakt des Paares.“

Constanze wurde erst jetzt die Raffinesse dieser unmerklichen Blicklenkung bewusst, die einen mit der Unausweichlichkeit eines von Geländern begrenzten Weges durch das Bild lotste.

„Aber“, Konstanze strahlte, „das beste kommt ja noch. Die Geschichte ist damit noch nicht zu Ende. Schau hier, die beiden Putten links.“ Sie zeigte nun wieder zu dem Pferd. „Der eine, übrigens der einzige ohne Flügelchen, hat bereits den breiten Rücken von Pegasus erklommen und hilft mit rührender Ritterlichkeit einem Puttenmädchen nach oben.“

„Wieso soll das ein Mädchen sein?“ Constanze hatte kaum Zeit, Katharinas Schlussfolgerungen nachzuvollziehen.

„Das sieht man an ihrer Frisur, den etwas längeren blonden Löckchen. Vor allem aber an den transparenten Libellenflügeln, die unterscheiden sich deutlich vom robusten Vogelgefieder der Putti bei Andromeda. Und das ist ja nicht nur irgendeine nette Szene am Rande!“

Triumphierend schaute Katharina zu Constanze.

„Ganz im Gegenteil, Rubens öffnet damit auch noch ein Fenster in die Zukunft, denn spielerisch nehmen die beiden vorweg, wie Perseus und Andromeda demnächst die unwirtliche Klippe verlassen werden.“

Constanze war ganz erschlagen von der Fülle an Beobachtungen, die Katharina in diesem einen Bild gemacht hatte, an dem sie normalerweise schnell vorbeigegangen wäre. Und dabei hatte sie noch viel mehr auf Lager über den Einsatz der Farben und die herausragende Maltechnik. Als sie später im Shop nach einer Postkarte suchten, sagte Katharina. „Es ist schon seltsam. Inzwischen kann ich mir vorstellen, mich noch viel intensiver mit Rubens zu beschäftigen. Hätte mir das jemand vor zwei Monaten gesagt, hätte ich ihn nur schallend ausgelacht.“

Von da an sahen sie sich regelmäßig, redeten, gingen in Museen, ins Kino oder spazieren, machten Ausflüge nach Potsdam oder in den Spreewald, unternahmen Fahrradtouren und besuchten Clubs. Berlin, das für Constanze vorher aus einer ausufernden Ansammlung unübersichtlicher und heterogener Stadtteile bestanden hatte, wurde zu einem vertrauteren Ort mit Lieblingsplätzen und einer zunehmenden Dichte an schönen Erinnerungen. Wenn es abends zu spät wurde oder auch so, übernachteten sie beieinander und erzählten sich viel von sich. So war es Katharina, die als erste von Loren erfuhr. Und sie wirkte keineswegs überrascht oder befremdet. Vielmehr reagierte sie mit einer Mischung aus echtem Mitgefühl und Neugier.

„Die rennt um dich rum und ihr unterhaltet euch inwändig, während du eigentlich mit anderen Leuten im Gespräch bist?“

„Ja, so ungefähr. Komisch, oder?“

„Ich kann mir das gar nicht vorstellen. Dann kann man sich doch gar nicht mehr konzentrieren.“

„Manchmal ist das auch schwierig. Aber meistens nicht. Stell es dir mal so vor: Wenn du dich mit jemandem unterhältst, dann machst du dir doch gleichzeitig auch fast die ganze Zeit zusätzliche Gedanken. Darüber, was du als nächstes sagen willst, wie du von dem langweiligen Thema wegstommst, ob dir der Bart von deinem Gegenüber gefällt, wie sympathisch er ist, wie es wohl andersrum ist oder was du später noch besorgen musst. Nur, dass es bei mir nicht immer in meinem Kopf stattfindet, sondern manchmal auch im Austausch mit Loren.“

Katharina wurde still und sagte nach einer Weile: „Stimmt eigentlich. Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Man ist ja in Gedanken wirklich meistens noch mit etwas anderem beschäftigt. ... Oh, mein Gott! ... Wie soll ich denn überhaupt noch mit jemandem reden? Ich muss jetzt doch immer darüber nachdenken, was gerade in meinem Kopf vorgeht!“

„Das gibt sich, mach dir keine Sorgen“, sagte Constanze und lächelte Loren zu, die es sich eigentlich auf Katharinas Bett gemütlich gemacht hatte, aber, seit es um sie ging, zunehmend unruhiger geworden war und inzwischen wie eine Verrückte auf dem Bett herumrannte: „Was soll das? ... Drehst du jetzt völlig durch? ... Jetzt erzähl ihr bloß noch die Sache mit dem Tintenfass.“

Constanze erzählte, wie sie einmal ein Tintenfass nach Loren geworfen hatte.

Am nächsten Tag trafen sie sich in der Bibliothek und Katharina sagte:

„Ich musste noch an dein Spukfräulein denken und woran es mich erinnert. Jetzt ist es mir eingefallen, schau.“

Sie schlug ein Buch auf und zeigte Constanze die Abbildung eines stark hochrechteckigen Gemäldes von einer schönen, jungen Frau. Sie war nackt und saß mit ihrem makellosen Rücken zum Betrachter gewendet auf einer Erhebung, elektrisiert bis in die Fingerspitzen. Das lag an ihrem Liebhaber, den sie mit dem linken Arm umfing. Und der war die eigentliche Sensation dieses Bildes, denn er war - eine Wolke. Eine graublaue Masse, die vor dem strahlend blauen Himmel aufwallte, riesig, bildfüllend, mal dunkler, mal heller. Aber er war nicht komplett formlos, sondern bildete auch eine gewaltige Pranke aus, wie die eines riesigen Ungetüms, mit der er die Frau sehr sanft umfasste. Noch seltsamer aber und in größtem Kontrast zur nebulösen Gesamterscheinung, wie auch zur Monstrosität des Arms, war das feine, in Schattenuancen geformte Menschengesicht, das sich inmitten des Gewölks materialisierte und sich ihren halbgeöffneten Lippen seitlich zum Kuss näherte. So kam Jupiter, der Göttervater und Ehebrecher, über die Nymphe Io, die für die Ekstase, die ihr so augenscheinlich bereitet wurde, bitter büßen sollte.

Ungläubig schaute Constanze auf das Bild. Neben ihr stand Loren, die Fäuste in die Hüften gestützt.

„Das gibt’s doch gar nicht“, sagten sie gleichzeitig, Loren nur für Constanze hörbar und Constanze laut.

„Genauso sieht sie aus“, fuhr Constanze fort. „Also natürlich nicht genauso. Aber dieses Wattige und der Farbton sind perfekt getroffen.“

„Loren! Lass das! Das ist ja widerlich.“

Loren klammerte sich an Katharina und näherte sich mit ihren Lippen gerade seitlich deren Mundwinkel.

Danach war Loren verschwunden und Katharina spekulierte, ob Correggios Gemälde vielleicht wie ein Knoblauch auf einen Vampir gewirkt hätte. Constanze verschwieg ihr Lorens letzten Auftritt.

Vorzeichnung

07 Das Erwachen

Als Tyche erwachte, war es hell. Alles um ihn herum war weiß. Durch ein rundes Fenster in der Decke fiel mildes Licht in den Raum.

„Ausgeschlafen, Herr Tyche?“, fragte eine fröhliche Stimme. Blinzeln schaute er sich um und sah eine junge Frau. Er war sich nicht sicher, ob sie schon länger da war oder den Raum gerade erst betreten hatte.

„Wo bin ich?“

„In Sicherheit.“ Die Frau kicherte vergnügt. „Wir haben Sie aus dem Sturm geholt und an einen ruhigen Ort gebracht.“

Ihre langen dunklen Haare waren zu einem Knoten gebunden.

„Was heißt in Sicherheit?“ Tyche versuchte sich aufzurichten, sank aber gleich wieder zurück. „Wer sind Sie? Wo bin ich?“

Sie war klein und nicht allzu schlank, wirkte aber sportlich. Sanft strich sie ihm über die Stirn und sagte: „Jetzt ruhen Sie sich einfach noch aus. Wir sprechen später.“

Dem Aussehen und der Klangfärbung nach war sie Südländerin. Sie trug eine einfarbige Kombination in Himbeerrot, die an eine Ärztin oder Pflegerin denken ließ. Nun ging sie, und Tyche schaute sich mit leicht verschwommener Sicht weiter um. Auf dem Tisch neben dem Bett stand eine Karaffe mit Wasser und ein bereits gefülltes Glas. Er setzte sich wieder auf, kämpfte diesmal erfolgreich gegen das Schwindelgefühl an und trank. Der Raum war vollkommen weiß, ohne Fenster an den Wänden. Alles Licht kam von oben. Hinter seiner Stirn hämmerte es, und er legte sich schnell wieder hin.

Als er das nächste Mal aufwachte, war es dunkel und nur um das Bullauge an der Decke glomm ein matter Lichtkreis. Neben seinem Bett stand ein Tablett mit einer abgedeckten Schüssel, Gebäck und verschiedenen Getränken. Er leerte das frisch

gefüllte Glas Wasser und stellte erfreut fest, dass sich in der Thermoskanne Kaffee befand. Die erquickende Wirkung des Koffeins schien umgehend einzusetzen. Kaum verspürte er die angenehme Belebung, merkte er, wie hungrig er war und griff nach der Schale. Es war ein einfaches, aber ausgesprochen wohlriechendes Reisgericht mit Tomaten, Eiern und einem angenehmen, aufmunternden Gewürz.

Während er langsam aß, versuchte er sich zu erinnern.

Er war segeln gewesen, frühmorgens, auf dem See war fast nichts los. Der Wind frischte auf, und er war schnell weit hinausgekommen. Als er die Sturmwarnungen bemerkte und umkehren wollte, war etwas passiert. Jetzt sah er wieder das andere Boot vor sich, das auf ihn zukam. Ein Mann hatte gewunken und etwas gerufen, was er nicht verstanden hatte. Dann hatte er an Deck den Verletzten bemerkt. Er blutete am Kopf. Der andere versuchte im auffrischenden Wind den Kurs zu halten. Ohne zu zögern war er herangesegelt, um erste Hilfe zu leisten. Das letzte, woran er sich erinnerte, war ein dumpfer Schmerz, als er sein Boot mit dem anderen vertauen wollte.

Die Helligkeit im Deckfenster veränderte sich, die Dunkelheit nahm ab. Noch glomm der Lichtring, aber auch draußen wurde es erkennbar heller. Offenbar wurde es Tag.

Nur, wo?

Tyche legte sich auf das Bett und schlief erneut ein, während das Tageslicht Überhand über das Kunstlicht gewann.

Als er wieder aufwachte, war es hell, und er musste dringend zur Toilette. Das Aufstehen fiel ihm schwerer als gewöhnlich, steif und ungenau kam er auf die Füße. Das T-Shirt und die Boxershorts, die er trug, fühlten sich erfreulich frisch an. Seine Suche führte ihn in ein kleines Foyer mit drei weiteren Türen. Er öffnete die erste. Automatisch ging ein Licht an, gemeinsam mit einem sanft summenden Ventilator. Er befand sich in einem

Badezimmer, das blitzsauber und komplett weiß gekachelt und möbliert war. Alles, was er jetzt brauchte, war vorhanden – frische Kleidung, Handtücher, eine Zahnbürste, Reinigungs- und Pflegemittel. Auch ein offenbar nagelneuer elektrischer Rasierer lag bereit. Tyche nahm sich Zeit. Mit jeder Verrichtung gewann er ein Stück Energie zurück. Er putzte seine Zähne und duschte sich. Der Rasierer war ein Simons. Normalerweise benutzte er Omega, aber immerhin. Während er die Schutzfolie vom Scherkopf abzog und anfang sich zu rasieren, dachte er daran, dass er sich in dieser Frage mit Hofmann, einem bekennenden Simons-Rasierer, schon manches Mal Wortgefechte geliefert hatte. Obwohl das eine dieser undiskutierbaren ideologischen Fragen war. So wie die, ob Windows oder Mac. Oder an welcher Seite man ein weichgekochtes Ei öffnet und weiter, ob man es mit dem Löffel aufklöppelt oder mit dem Messer köpft. Ob man die Brötchenober- oder Unterseite bevorzugt. Tyche wunderte sich über seine läppischen Gedanken, die in keinem Verhältnis zu seiner undurchschaubaren Lage standen.

Als er das Zimmer wieder betrat, war das Tablett weggeräumt. Die Karaffe war gefüllt. Auf einem Tisch standen verschiedene Getränke bereit und ein Obstkorb. Eine bedeckte Terrine, daneben Besteck und Weißbrot. Tyche lief wieder hinaus und sah nach, ob jemand da war. Er versuchte, die zweite Tür zu öffnen, aber sie war verschlossen. Er rüttelte und rief, aber nichts geschah. Er probierte es mit der dritten und betrat einen riesigen Raum. Er war komplett weiß und wurde ebenfalls von großen runden Fenstern in der Decke erhellt. Offenbar war es draußen sonnig. An den Wänden lehnten auf Keilrahmen gespannte weiße Leinwände. Farben, Pinsel, Rakel, Metallrechen, Tücher und weitere Malutensilien waren auf einem großen Tisch sorgfältig ausgebreitet. Auf einem weiteren Tisch lagen Zeichenmaterialien, Stifte, Papier, Skizzenblöcke, Lineale, ein Zirkel und ein Laptop. Auch hier stand Trinkwasser bereit.

Er öffnete eine weitere Tür und trat in eine Vorratskammer, besser gesagt einen Vorratsraum, an dessen Wänden Regale, Schränke, Fächer, Stangen und Haken angeordnet waren, prall gefüllt mit Nachschub an offenbar allem, was ein Maler benötigte: Leinwände, sortiert nach Größen, dosenweise Farben im gesamten Spektrum, Klebebänder, Folien, Schneidemaschinen, Messer, Scheren, Lineale, Haken, Winkel, Schrauben und auch Zeichnungsschränke. Er öffnete eine Schublade. Sie war leer, wie auch alle anderen. Benommen von dem Anblick kehrte er in das Atelier zurück und betrachtete die ausgebreiteten Materialien näher. Es waren genau die Fabrikate, die er üblicherweise benutzte. Nur die Pinsel bezog er inzwischen von einer anderen Firma.

ENDE DER LESEPROBE

Wenn Sie wissen wollen, wie weitergeht, wenden Sie sich gerne an mich: [anja-dollinger\(at\)arcor.de](mailto:anja-dollinger@arcor.de)

Titelbild

Anja Dollinger unter Verwendung von „Angelita“ von Fabrice Guerin sowie *Altar der Agathé Tyche / Stein des guten Glücks* von Johann Wolfgang von Goethe“ von „Fewsulchor at Wikipedia.de“(Cover).